

1,20 DM / Band 2
Schweiz Fr 1,50 / Österr. S 9,-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Totenkopf-Insel

Belgien/Luxemb. F 20/Frankr. F 2,60/Italien L 900/Niederl. f1,50/Österr. S 9,-/Schweden kr 3,00 i.m./Spanien P 60/Schweiz Fr 1,50



Die Totenkopf-Insel

John Sinclair Nr. 2

von Jason Dark

erschienen am 31.01.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Die Totenkopf-Insel

Der Plan war teuflisch und grausam! Der Millionär Basil Proctor hörte von dem Dämonenschatz. Die Erzählung über die unermeßlichen Reichtümer der Unterirdischen ließ ihm keine Ruhe. Er mußte diesen Schatz einfach bekommen. Proctor kaufte sich die Insel mitten im Atlantik und nahm Kontakt mit den Mächten der Finsternis auf. Doch die ließen ihn so leicht nicht an den Schatz heran. Sie stellten ihre Bedingungen. Basil Proctor mußte eine Gegenleistung erbringen. Die Dämonen wollten Menschen! Basil Proctor ließ sich auf den grausamen Handel ein. Er lockte die Opfer auf die Insel mit dem Totenkopf…

Eine dunkle Julinacht. Vom Meer her kamen dicke schwarze Regenwolken. Wie drohende Ungetüme trieben sie über den Himmel, verdunkelten den bleichen Halbmond und segelten weiter auf das Innere des Landes zu.

Adam Preston fröstelte.

Der Wind bauschte seinen Mantel auf und ließ den Stoff knattern. Preston hatte den Kragen hochgestellt, trotzdem wurden seine dunkelblonden Haare durcheinandergewirbelt.

Verrückt, dachte er. Verrückt, was du hier machst. Du läßt dich mitten in der Nacht auf dieses einsame Plateau bestellen und kommst auch noch. Aber da waren die fünfhundert Pfund, die lockten. Und für Geld hatte Preston schon manches getan. Sogar für weniger. Hundert Pfund Anzahlung knisterten in seiner Manteltasche. Für diese Summe mußte eine alte Frau lange stricken.

Preston war nicht allein.

Vier weitere Menschen hielten sich auf dem Plateau auf. Zwei Ehepaare mittleren Alters. Eine Frau klammerte sich dicht an ihren Mann. Die andere rauchte. Sie hielt die Zigarette in der hohlen Hand. Hin und wieder glühte die Spitze auf.

Adam Preston kam aus London. Dort hatte er auch die Anzeige in einer großen Tageszeitung gelesen. Den Text hatte er noch genau im Kopf.

SUCHE UNABHÄNGIGE MENSCHEN, DIE MUT ZUM RISIKO UND LUST AM ABENTEUER BESITZEN! BEZAHLUNG AUSSERGEWÖHNLICH GUT! NÄHERES UNTER CHIFFRE 555!

Preston hatte auf die Anzeige geantwortet. Schließlich war er seit einem halben Jahr arbeitslos. Und da griff man nach dem letzten Strohhalm.

Er bekam auch postwendend Antwort. Ein gewisser Basil Proctor war daran interessiert, ihn zu sprechen. Preston sollte warten, bis er angerufen wurde.

Er hatte gewartet. Zwei Tage. Dann kam der Anruf.

Adam Preston konnte sich noch genau an die Worte erinnern.

»Fahren Sie nach Cornwall. Zwei Meilen südlich der kleinen Stadt Devontown befindet sich ein Plateau. Treffen Sie dort gegen Mitternacht ein. Alles weitere werden Sie dort erfahren.«

Preston war gefahren. Und jetzt sah er, daß er nicht der einzige war, der auf die Anzeige geantwortet hatte.

Die Zigaretten steckten in seiner Manteltasche. Das Sturmfeuerzeug ebenfalls. Preston klopfte sich ein Stäbchen aus der Packung, knipste das Feuerzeug an und hielt die Flamme an die Zigarettenspitze.

Sekundenlang huschte der Schein über sein Gesicht. Er enthüllte eine pockennarbige Haut, schmale Lippen und ein eckiges Kinn. Die Stirn war breit. Der Wind drückte das blonde Haar den Augenbrauen

entgegen.

Preston steckte das Feuerzeug weg. Gierig zog er den Rauch der Filterlosen in die Lunge. Verdammt, er war nervös. Aber wer wäre es an seiner Stelle nicht gewesen?

Und weshalb hatte man ihn überhaupt nach Cornwall bestellt? Hier war doch das Ende der Welt.

Vielleicht wußten die anderen mehr.

Preston schlenderte zu dem am nächsten stehenden Ehepaar hinüber.

»Entschuldigen Sie bitte«, sagte er, »aber wissen Sie vielleicht, was dieser Zirkus hier zu bedeuten hat?«

Die Frau und der Mann sahen ihn an. Die Frau schien hübsch zu sein. Ein Kopftuch schützte ihr dunkles Haar gegen den ärgsten Wind.

Ihr Mann hob die Schultern. Er hatte ein rundes Gesicht mit dicken Wangen. »Keine Ahnung, Sir. Wir haben nur die Anzeige in der Zeitung gelesen.«

»Ja, ich auch.« Preston deutete zu dem zweiten Ehepaar hinüber. »Ob die vielleicht etwas wissen?«

»Nein. Wir haben schon gefragt. Sie sind ebenso ahnungslos wie wir.«

»Komisch.« Preston zog die Nase hoch. Er war leicht erkältet. »Haben Sie denn irgendeinen Verdacht, was wir hier sollen?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Etwas Schlimmes kann es nicht sein, sonst waren ja keine Frauen dabei.«

Preston verzog das Gesicht. »Das kann man nie wissen. Übrigens, ich heiße Adam Preston.«

Der Mann nickte. »Angenehm. Nathan Grey. Das ist meine Frau Linda.«

Linda Grey lächelte scheu. Sie hatte bisher noch keinen Ton gesagt.

»Kennen Sie auch den Namen des anderen Ehepaares?« wollte Adam Preston wissen.

»Nein.«

»Na ja.« Preston ließ die Zigarette fallen und trat sie mit dem Absatz aus.

Das Meer war nicht weit. Sie hörten die Brandung gegen die Klippen donnern. Hier an der Südwestecke von Cornwall waren Land und Meer rauh und urwüchsig. Die Menschen dieser Gegend waren ein ganz besonderer Schlag. Wortkarg und verschlossen, treu und ehrlich.

Preston räusperte sich. Er spürte, daß die beiden seine Gesellschaft störte. »Dann nichts für ungut«, murmelte er und ging wieder zu seinem alten Standplatz zurück. Als er einen Blick über die Schulter warf, sah er, daß die Frau ihm hinterherblickte.

Preston lächelte ihr zu. Da wandte die Frau schnell den Kopf.

Adam Preston verkürzte sich die nächsten Minuten mit einer zweiten Zigarette. Er dachte an seinen früheren Job. Als Versicherungsvertreter war er mehr schlecht als recht über die Runden

gekommen. Um an Geld zu gelangen, hatte er sich auf krumme Geschäfte eingelassen. Das ging schief. Die Firma hatte Preston gefeuert, glücklicherweise aber von einer Anzeige Abstand genommen.

Darüber war Preston froh. Vom Arbeitslosengeld hatte er existiert. Aber davon konnte ein Mensch nicht leben. Also hatte er versucht, in die Branche der Heiratsschwindler einzusteigen. Auch das ging ins Auge. Preston mußte Hals über Kopf flüchten.

Seine Gedanken wurden von einem knatternden Geräusch unterbrochen. Das Geräusch kam aus dem dunklen Himmel und wurde rasch lauter.

Preston blickte hoch. Auch die anderen vier Menschen suchten mit ihren Augen den Nachthimmel ab.

Sie sahen die rhythmisch aufblinkenden Positionslichter eines Hubschraubers.

Es geht also los, dachte Preston. Unwillkürlich schlug sein Herz ein wenig schneller. Die Maschine flog eine Schleife, und plötzlich schoß ein Suchscheinwerfer seine grelle Lichtlanze auf die Erde.

Geblendet schloß Preston die Augen.

Der Helicopter befand sich jetzt über den Wartenden. Langsam sank er tiefer.

Schon spürten die Menschen den Wind, den die Rotorblätter verursachten. Laub und kleinere Zweige wurden vom Boden hochgewirbelt. Preston hatte das Gefühl, von dem Plateau gefegt zu werden. Das Ehepaar Grey klammerte sich fest aneinander.

Der Hubschrauber setzte auf. Der Suchscheinwerfer verlöschte. Die Blätter drehten im Leerlauf. Eine Einstiegluke flog auf, und Sekunden später sprang ein Mann in brauner Lederkleidung aus der Maschine.

Geduckt lief er auf die wartenden Leute zu.

Mit einer Armbewegung winkte er sie zu sich. In der rechten Hand hielt er eine Liste.

Adam Preston konnte von dem Mann nicht viel erkennen. Eine große Fliegerbrille verdeckte die Hälfte des Gesichts.

»Hallo, Leute«, grüßte der Pilot und ließ seine Blicke über die kleine Gruppe schweifen. »Fünf Personen, stimmt. Ich lese jetzt die Namen vor. Adam Preston!«

»Hier.«

Der Pilot nickte. »Harry und Linda Grey.«

»Hier.«

Der Mann hakte die Namen auf der Liste ab.

»Cliff und Mary Kelland.«

»Hier.«

»Wunderbar.« Der Pilot steckte die Liste wieder weg. Er schien sehr zufrieden. »Dann darf ich die Herrschaften bitten einzusteigen.« Er wandte sich wieder der Maschine zu.

»Moment mal.« Adam Preston trat einen Schritt vor.
»Ja?« Fragend drehte der Pilot sich um.
»Darf man erfahren, wohin der Flug geht? Wir möchten schließlich gerne wissen, wohin man uns bringt.« Preston sah sich beifallheischend um und erntete hastiges Nicken.
Der Pilot rückte an seiner Brille. Dann kam er wieder einige Schritte vor.
»Haben Sie Ihre hundert Pfund bekommen?« erkundigte er sich.
Preston nickte.
»Na, also. Dann halten Sie gefälligst den Mund. Sie werden in die Maschine steigen. In einer halben Stunde erfahren Sie mehr. Und nun möchte ich keine Fragen mehr hören.«
Preston wurde wütend. »Diesen Ton können Sie sich abgewöhnen.«
Die Haltung des Piloten spannte sich. Doch dann zuckte er mit den Schultern und ging zu seiner Maschine. Der Helicopter wirkte in der Dunkelheit wie ein vorsintflutliches Ungeheuer.
Den fünf Menschen blieb nichts anderes übrig, als dem Mann zu folgen. Adam Preston war sauer. Er fühlte sich verschaukelt. Was bildete sich dieser verdammte Kerl überhaupt ein? Der behandelte sie wie kleine Kinder. Am liebsten hätte Preston auf dem Absatz kehrtgemacht, doch seine Neugierde war stärker. Und seine Geldnot. Als letzter stieg er in die Maschine.
»Wurde auch Zeit!« knurrte ihn der Pilot an.
Preston erwiderte nichts. Er nahm auf einem der beiden noch freien Sitze Platz und legte sich den Anschnallgurt um die Hüften.
Das Ehepaar Grey saß rechts von ihm. Linda Grey schaute aus der Kanzel und machte ein Gesicht, als würde sie zu ihrer Beerdigung fahren.
Der Pilot knallte die Tür zu. Er löschte auch das Licht im Innern der Maschine.
Die Rotorblätter begannen sich stärker zu drehen. Linda Grey preßte sich eng an ihren Mann. Schwerfällig hob die Maschine ab. Preston, der zum erstenmal flog, hatte plötzlich das Gefühl, sein Magen würde bis zur Kehle springen. Den anderen erging es nicht besser. Mary Kelland hielt sich sogar die Hand vor den Mund.
Das Brechreizgefühl verschwand schnell. Der Hubschrauber beschrieb eine Kurve und flog dem offenen Meer zu.
Hier hatte der Wind noch mehr Kraft. Immer wieder beutelte er den Helicopter durch. Der Pilot mußte sein ganzes fliegerisches Können aufbieten, um die Maschine zu halten. Einmal sackte sie ein paar Yards weg. Linda Grey schrie unwillkürlich auf, und auch Adam Preston wurde es ganz flau.
Danach wurde der Flug ruhiger. Der Pilot hatte sich auf die herrschenden Turbulenzen eingestellt.

Adam Preston blickte durch die Verglasung. Obwohl es dunkel war, bot sich seinen Augen ein wildes Schauspiel. Unter ihnen schäumte das Meer. Deutlich waren die gischtenden Wellenkämme zu erkennen. Am Nachthimmel türmten sich dicke Wolkenberge. Sie wirkten wie groteske Schöpfungen eines surrealistischen Malers.

Preston wußte, daß es vor der Küste von Cornwall zahlreiche Inseln gab. Oft nur wenige Quadratmeilen groß, waren diese Felseninseln ein Hort seltener Vögel. Hier waren die Tiere ungestört, konnten brüten und ihre Eier legen.

Aber es gab auch bewohnte Inseln. Clevere Geschäftsleute hatten sie gekauft. Vornehmlich solche, die außerhalb der Drei-Meilen-Zone lagen. Sie hatten dort regelrechte Burgen errichtet und die Inseln zu ihrem Hauptwohnsitz erklärt. Aus steuerrechtlichen Gründen. Kein Finanzamt der Welt konnte ihnen hier an den Kragen, beziehungsweise an den Geldbeutel.

Die Minuten zogen sich dahin. Die Maschine flog jetzt ruhiger, und auf einmal sah Adam Preston im Süden ein rotes Licht blinken.

Er machte seine Nachbarn darauf aufmerksam, aber sie hatten das seltsame Licht schon gesehen.

Sein Schein wurde rasch größer und strahlender.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich Preston.

War es ein Leuchtturm? Oder ein Funkfeuer, das den Weg weisen sollte?

Die Passagiere sollten es bald erfahren.

Das Licht wuchs, es weitete sich aus, wurde zu einer Kugel und nahm Konturen an.

Riesengroß schwebte es vor dem Hubschrauber.

Adam Preston hatte das Gefühl, eine unsichtbare Hand würde sein Herz zusammenpressen. Er war beileibe kein ängstlicher Mensch, aber was er dort zu sehen bekam, war auch für ihn zu stark.

Das rote Gebilde war keine Kugel mehr, sondern ein überdimensionaler Totenkopf.

Er besaß riesige Augenhöhlen und ein großes, weit aufgerissenes Maul.

Und der Hubschrauber flog direkt auf den Rachen zu…

***

Adam Preston wollte aufspringen, doch der Gurt hinderte ihn daran. Er hörte die Angstschreie der Frauen und das hämische Lachen des Piloten.

Jetzt war das schreckliche Maul genau vor ihnen.

Der Helicopter flog in das Maul hinein.

Plötzlich war um die Maschine herum nur noch ein wirbelndes tanzendes Rot. Es überschüttete sogar den kleinen Passagierraum, und

die Menschen fühlten sich wie in Blut getaucht.
Die beiden Frauen schrien noch immer – und dann war alles vorbei.
Kein Licht – kein Totenkopf – nichts.
Der Hubschrauber senkte sich zur Landung.
Sie schwebten auf eine Plattform zu. Sie war eben und rechteckig. Adam Preston sah es im Licht des Suchscheinwerfers.
Nur noch wenige Yards, dann würden die Kufen die Plattform berühren. Der Hubschrauber sackte noch einmal durch, wurde wieder abgefangen und setzte dann zur Landung an.
Butterweich plazierte der Pilot die schwere Maschine auf die Betonplattform.
Dann stellte er den Motor ab. Die Rotorblätter liefen aus. Nur noch ein Flappen war zu vernehmen, dann hörte auch dieses Geräusch auf.
Der Pilot stand auf und wandte sich den Passagieren zu. Ein gemeines Grinsen spielte um die Mundwinkel des Mannes.
»Aussteigen, Herrschaften. Wir sind am Ziel!«
Der Pilot stieß die Tür auf. »Beeilung bitte!« rief er. »Mr. Proctor wartet nicht gern!«
Die Passagiere verließen leicht taumelnd den Helicopter. Adam Preston stieg als letzter aus. Der Pilot stand neben der offenen Luke und grinste.
Preston blieb stehen. »Was Sie hier machen, sieht mir verdammt nach Freiheitsberaubung aus«, sagte er.
Der Pilot hob die Schultern. »Was wollen Sie überhaupt? Sie sind freiwillig hier. Und jetzt beeilen Sie sich. Es könnte sonst Ärger geben.«
»Den bekomme ich höchstens mit Ihnen.«
Der Pilot lachte so laut, daß die anderen Passagiere sich nach ihm umdrehten. »Wenn Sie wüßten, Mister«, sagte er.
Adam Preston beschloß, sich die Fragen für später aufzuheben.
Der Totenkopf war völlig verschwunden. War es nur ein Spuk, eine Halluzination gewesen? Adam Preston glaubte nicht daran. Zu deutlich hatte er den rotglühenden Schädel gesehen. Er ging schneller und zupfte Grey am Ärmel.
Der Mann wandte sich unwillig um. »Was ist denn?«
Adam Preston blieb neben ihm. »Sie haben doch auch diesen Schädel gesehen, nicht?«
»Ja.«
»Und? Was sagen Sie dazu?«
»Keine Ahnung.«
»Komm, laß uns weitergehen«, sagte Linda Grey.
»Scheiße!« knurrte Adam Preston. Er war wohl der einzige, den dieser Vorgang aufregte. Hatten die anderen denn keine Augen im Kopf? Oder machte ihnen etwas Derartiges nichts aus? Kaum

vorzustellen! Schließlich war es nichts Alltägliches, in einen riesigen Schädel hineinzufliegen. Und überhaupt, wie kam solch ein Ding denn in die Luft?

Nein, hier stimmte einiges nicht, dessen war sich Adam Preston sicher.

Allerdings sah jetzt alles normal aus. Soweit Adam Preston feststellen konnte, befand er sich auf einer Insel. Mitten auf dem flachen Dach eines Betonbunkers. Er schätzte die Höhe des Bunkers auf etwa dreieinhalb Yards. Dann begann der Inselboden. Er war steinig und uneben. In einiger Entfernung sah Preston die Meereswogen gegen die Klippen, schäumen.

Also befanden sie sich wohl auf einer Insel, die von irgendeinem Privatmann gekauft worden war. Vielleicht wohnte hier ein spleeniger Millionär, der billige Arbeitskräfte suchte? Möglich war alles. Aber wie paßte dann der verdammte Totenschädel ins Bild?

»Stehenbleiben!« Die Stimme des Piloten unterbrach Adam Prestons Gedanken.

Die Gruppe hielt.

Der Pilot ging an den Leuten vorbei. Seine genagelten Absätze erzeugten tackende Geräusche auf dem glatten Beton des Daches.

Etwa zwei Yards vor der Gruppe blieb der Pilot stehen, bückte sich und zog eine in das Dach eingelassene Eisenklappe hoch. Sie war aus Metall, jedoch mit grauer Tarnfarbe bestrichen, so daß sie kaum auffiel.

Der Pilot deutete auf den Einstieg. »Da hinunter«, befahl er. »Und machen Sie schnell.«

Zuerst verschwand das Ehepaar Kelland in der Tiefe. Die beiden Greys folgten. Als letzter ging Adam Preston. Seine Schuhsohlen fanden auf den geriffelten Aluminiumsprossen Halt. Er stieg hinab in eine rabenschwarze Finsternis.

Oben auf dem Dach stand der Pilot und blickte in die Luke. Seine Gestalt war nur als Schattenriß zu erkennen.

Dann schlug die Klappe zu.

Lähmende Dunkelheit.

Dann ertönte angstbebend Mrs. Kellands Stimme. »Cliff, was haben die mit uns vor?«

»Keine Ahnung.«

Adam Preston dachte praktisch. Er griff schon nach dem Feuerzeug, als plötzlich das Licht aufflammte.

Es waren zwei kahle Leuchtstoffröhren, die Helligkeit verbreiteten. Geblendet schlossen die Menschen die Augen. Ein summendes Geräusch richtete ihre Aufmerksamkeit auf die ihnen gegenüberliegende Wand. Dort glitten die beiden Hälften einer Metallschiebetür auseinander.

Dann kam Basil Proctor.
Und mit ihm das Grauen…

***

Jerry Flint war ein Sonny-Boy-Typ. Das jedenfalls war die Meinung der meisten Menschen. Aber die kannten Flint nicht richtig. Er tat selbstverständlich nichts, um sein Image abzubauen, doch in Wirklichkeit war Jerry Flint ein granitharter Typ.
Das mußte er in seinem Job allerdings auch sein.
Jerry Flint war Agent.
Und zwar beim Secret Service, dem Geheimdienst Ihrer Majestät, der Königin.
Flint war einer der cleversten und erfolgreichsten Agenten beim Secret Service und wurde hauptsächlich auf Langzeitobjekte angesetzt. Seine Spezialität war es, Gesetzesbrechern, die Geld mit undurchsichtigen Geschäften scheffelten, auf die Schliche zu kommen. Er überwachte Geschäftsleute, die viel mit in- und ausländischen Organisationen in Kontakt waren, die zahlreiche, zum Teil geheime Informationen erhielten und diese geschäftlich verwerteten. Der Schritt, dieses Wissen nicht nur selber zu nutzen, sondern an ausländische Interessenten zu verkaufen, war leicht getan. Das war der Punkt, an dem Jerry Flint eingriff. Sein Aufgabengebiet war es, Landesverrat aufzudecken und zu unterbinden. Er begann, verdächtige Typen zu überwachen und zuzuschnappen, wenn niemand es erwartete.
Diesmal hieß sein Objekt Basil Proctor.
Der Kerl war dem Geheimdienst aufgefallen, als er ins Waffengeschäft einstieg. Zuerst völlig legal, dann immer undurchsichtiger. Durch seine Millionen gewann Proctor wirtschaftlichen Einfluß, er gehörte bald zu den führenden Männern der Industrie, kaufte ganze Werke auf und vergrößerte sein Wirtschaftsimperium, dessen Umsatz astronomische Höhen erreichte. Da der Secret Service immer gern wußte, wieviel Geld gewisse Leute in Großbritannien machten, womit sie es verdienten und wie sie es ausgaben, wurde Proctor überwacht.
Von Jerry Flint.
Flint ging systematisch vor. Mit Hilfe des Finanzamtes durchleuchtete er die Geschäfte des Millionärs. Er wußte schnell über Proctors legale Transaktionen Bescheid. Von Neidern und Klatschtanten erfuhr er einiges über das Privatleben des Mannes. Proctor hatte drei Ehen hinter sich. Er war publikumsscheu und arbeitete nur im Hintergrund. Seine Villa in der Nähe von London lag in einem Park, der von einer hohen Mauer umschlossen wurde. Kameras sorgten für eine lückenlose Überwachung. Und eines Tages hatte sich Proctor eine Insel gekauft.

Etwa zwanzig Meilen vor der Küste Cornwalls. Mitten im Atlantik. Proctor machte aus der Insel eine Festung. Er baute einen Bunker, in den er sich zurückzog. Dort lebte er mit einem Vertrauten. Und er tat etwas, was Jerry Flint noch mehr überraschte als der Bunkerbau. Er verkaufte seine Firmen. Zu Schleuderpreisen. Er, der große Geschäftsmann, feilschte nicht mehr.

Natürlich wurde der Geheimdienst jetzt erst recht mißtrauisch. Flint sollte herausfinden, ob sich der Millionär nur einen Spleen leistete, oder ob er ein riesiges Geschäft plante, von dem niemand etwas wissen sollte.

Jerry Flints Überwachung wurde hautnaher.

Ein Eiland neben Proctors Insel war bewohnt. Die Schiffahrt wurde hier von einem Funkfeuer geleitet. Zwei alte Seebären, die so leicht nichts mehr erschüttern konnte, betrieben den Funkturm. Außerdem hatte das Militär auf diesem Flecken steinigen Landes einige Depots angelegt. Ein Offizier und zwölf Soldaten waren auf die Insel abkommandiert worden. Alle hatten sich inzwischen an ihren Gast Jerry Flint gewöhnt. So manche Nacht hatten sie in der kleinen Kantine gezecht und davon geträumt, Frauen auf der Insel zu haben.

Aber das blieb nur ein Traum.

Die Soldaten hatten eine Bucht provisorisch zu einem kleinen Hafen ausgebaut, sie auch etwas erweitert und gegen die See so abgeschirmt, daß selbst bei Sturm die Motorboote nicht kentern konnten.

Achtzehn Tage befand sich Jerry Flint schon auf der Insel, als er es leid war, Proctor Island mit dem Feldstecher zu überwachen. Er wollte rüber und sich die Insel einmal aus der Nähe ansehen.

Als Flint an jenem Spätnachmittag die kleine Kantine betrat, wunderten sich die Gäste, daß er keinen Whisky bestellte.

»He, bist du krank?« rief ein Sergeant. »Seit wann trinkst du Mineralwasser? Davon kriegt man Läuse in den Bauch, weißt du das?«

Die anderen Soldaten lachten. Auch Jerry lachte mit. »Laßt mal. Kinder«, sagte er. »Ich habe die ganze vergangene Nacht auf der Brille gesessen. Irgendwie muß ich mir den Magen verdorben haben. Ein scheußliches Gefühl, sage ich euch.«

»Aber nicht von meinem Whisky«, knurrte der dicke Kantinenwirt und stemmte beide Fäuste in die fetten Hüften.

»Das habe ich auch nicht gesagt und nicht einmal gedacht«, erwiderte Jerry und lächelte. Dabei wirkte sein jugendliches Gesicht noch jünger. Jerry hatte strohblondes Haar, das jedem Kamm, trotzte. Auf seinem Gesicht verteilte sich eine Unzahl von Sommersprossen. Die Augen waren grünblau, das Kinn sprang eckig vor, und die schmalen Hüften mit den breiten Schultern hätte sich so mancher männliche Filmstar gewünscht.

Jerry Flint trug bequeme Kleidung. Jeans und Pullover. Der Pullover

reichte bis zu den Knien, wenn man an ihm zog.

Jerry trank sein Wasser, während der Sergeant und die Soldaten den Whisky kippten. »Noch zehn Tage«, rief er, »dann werden wir hier abgelöst. Und dann«, jetzt hämmerte er mit der Faust auf die rohe Tischplatte, »machen wir den Bären los…«

Grölend stimmten die anderen Soldaten ein. Einer bestellte noch eine Runde.

Der Wirt hatte alle Hände voll zu tun, die Soldaten ließen die Whiskyrunden immer schneller laufen. Für Jerry Flint bot sich eine günstige Gelegenheit zu verschwinden.

Niemand bemerkte ihn, als er zur Tür schlich.

Aufatmend ging Jerry Flint über den schmalen steinigen Weg auf seine Behausung zu. Er schlief mit den Soldaten in einer langgestreckten Betonbaracke. Zwar nicht gerade komfortabel, aber für die kurze Zeit ging es. Strom spendete ein Generator.

Es war schon dunkel. Jerry Flint hörte das Rauschen der Brandung. Der Wind hatte wieder aufgefrischt. Er heulte um die zackigen Kanten der Felsen. Das Depot mit den Waffen schloß sich an die Wohnbaracke an. Stacheldrahtsperren – auch spanische Reiter genannt – schützten es.

Flint schloß die Eisentür der Baracke auf und betrat einen langen schmalen Gang. Links und rechts zweigten jeweils die Türen zu den Zimmern ab. Die Soldaten schliefen in Zweibett-Zimmern, Flint und der Offizier bewohnten jeweils ein Einzelzimmer. Die beiden alten Seebären schliefen draußen in ihrer Funkbude. Sie stand an der Südwestecke der Insel.

Einmal in der Woche kam das Versorgungsschiff und brachte den erforderlichen Nachschub.

Jerry betrat sein Zimmer.

Es war peinlich aufgeräumt. Ein Metallbett, ein Spind, ein Tisch und ein Stuhl – fertig war die Einrichtung. Wärme spendeten Heizungsrippen unter dem Fenster.

Flints Koffer stand unter dem Bett. Er zog ihn hervor und ließ den Deckel hochschnappen, griff nach seiner belgischen FN-Pistole und steckte auch ein kleines, aber leistungsstarkes Funkgerät ein. Er packte beides in eine Tasche, die er sich wie einen Brotbeutel um den Hals hängte. Zum Schluß steckte er das Nachtglas in die Tasche. Dann zog er seine Lederjacke über, verließ die Baracke und machte sich auf den Weg zum Hafen.

Der schmale Pfad führte etwas bergab und mündete direkt in die Bucht. Dort lagen mehrere Boote vertäut, auch Flints Boot mit den beiden starken Dieselmotoren.

Niemand sah den Agenten, als er die Persenning vom Boot liftete und einstieg. Dann löste er die Vertäuung und schwang sich über die

Bordwand. Er ging hinunter in den Ruderstand, schob den Schlüssel in das Zündschloß und startete.

Die beiden Motoren tuckerten erst im Leerlauf, kamen aber dann rasch auf Touren. Geschickt lenkte Jerry das Boot an den anderen Schiffen vorbei auf die kleine Hafenausfahrt zu. Er durchfuhr sie und wurde sofort von der Dünung des Meeres gepackt. Die glitzernden Wellenkämme liefen backbord an, und Jerry Flint änderte den Kurs ein wenig. Er fuhr jetzt Richtung Ost-Südost. Dort lag Proctor Island wie ein finsterer Klotz im Meer.

Die See war unruhig. Spritzwasser klatschte gegen die Verkleidung. Hin und wieder schwappte die Gischt über Bord.

Flint fuhr mit einer Geschwindigkeit von zwölf Knoten. Das war schnell genug, um kurz nach Mitternacht sein Ziel zu erreichen. Dann würde er endlich mal auf der Insel sein und versuchen, deren Geheimnis zu ergründen.

Jerry Flint ahnte nicht, welch lebensgefährliches Abenteuer da auf ihn wartete.

Die Zeit verging. Es gab Augenblicke, da kam sich Jerry Flint vor wie der einsamste Mensch auf der Welt. Aber er hielt durch. Er war nicht nur körperlich geschult worden, sondern auch psychisch. Er hatte es gelernt, Krisen zu überwinden. Die Ausbildung beim Secret Service war kein Zuckerschlecken.

Der Himmel war bedeckt, so daß Jerry nach Kompaß fahren mußte. Die beiden Dieselmotoren schnurrten satt wie zufriedene Raubkatzen. Jerry hatte sein Boot vor diesem Einsatz gründlich überholen lassen, denn er wußte, daß davon unter Umständen sein Leben abhängen konnte.

Der Uhrzeiger am Armaturenbrett bewegte sich immer mehr auf Mitternacht zu. Das grünliche Leuchten der Instrumente übergoß Flints Gesicht mit einem unnatürlichen Schein.

Wer Flint jetzt sah, hätte nie in ihm den lebenslustigen Spaßmacher vermutet. Der Agent wirkte hart und konzentriert. Seine Nerven waren angespannt.

Plötzlich sah er das Leuchten.

Zuerst war es nur ein roter Punkt, der aber schnell größer wurde und Gestalt annahm.

Flints Augen weiteten sich. Für einen Moment war er wie vor den Kopf geschlagen. »Das gibt es doch nicht«, flüsterte er. Er kniff die Augen zusammen, aber das Bild blieb. Jerry hatte die Umrisse eines Totenschädels erkannt.

Und der Schädel wuchs.

Riesig schwebte er am Himmel.

Ein Fanal des Schreckens, mit seinem aufgerissenen Maul, das aussah wie ein alles verschlingender Rachen.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich den Geheimagenten, während er weiter den eingeschlagenen Kurs hielt.

Über sich hörte er ein knatterndes Geräusch, das aber im nächsten Augenblick wieder verschwunden war.

Flint stellte das Ruder fest und griff nach seinem Nachtglas.

Der Agent suchte den Himmel ab. Breitbeinig stand er in seinem Boot.

Da entdeckte er den Hubschrauber.

Die Riesenlibelle flog unbeirrt ihre Bahn. Genau auf den unheimlichen Schädel zu.

Flint biß sich auf die Lippen. »Das ist doch nicht möglich«, murmelte er. Er hatte ja schon manches in seiner Laufbahn erlebt, aber so etwas war auch ihm noch nicht untergekommen.

Ein rotleuchtender Schädel, der in den Himmel wuchs.

Unglaublich!

Der Hubschrauber flog weiter. Jetzt… Jetzt hatte er den Schädel erreicht.

Flint hielt unwillkürlich den Atem an. Er sah, wie der Hubschrauber in dem Maul des Schädels verschwand – und plötzlich war der Totenkopf verschwunden.

Blitzschnell ging das. Praktisch von einer Sekunde zur anderen.

Dafür flammte ein Suchscheinwerfer auf. Der Lichtstrahl war sehr stark. Flint konnte sehen, daß er wie eine breite helle Lanze die Dunkelheit durchbohrte.

Der Hubschrauber landete.

Jerry Flint hatte von der Insel schon Aufnahmen gemacht. Er wußte von dem Bunker und vermutete, daß das Bunkerdach als Landeplatz diente.

Für Jerry Flint war diese unheimliche Szene der letzte Beweis dafür, daß auf Proctor Island finstere Mächte ihr undurchsichtiges Spiel trieben.

Dieser Totenschädel kam nicht von ungefähr, und Jerry Flint war fest entschlossen, das Geheimnis von Proctor Island zu lüften.

***

Nach fünfzehn Minuten hatte sich Jerry Flint der Insel so weit genähert, daß er den Motor drosseln mußte.

Er fuhr nur noch mit halber Kraft und suchte an der Nordseite eine der winzigen Buchten, in denen er anlegen konnte.

Der Hubschrauber hatte den Suchscheinwerfer gelöscht. Er stand noch immer auf dem Dach. Jerry Flint hatte Menschen aus der Maschine aussteigen sehen. Die Leute waren dann durch eine Luke im Bunker verschwunden.

Flint machte sich noch keine Sorgen, wie er in den Bunker gelangen

konnte. Es würde sich schon eine Möglichkeit finden lassen. Vorerst jedoch mußte er seine Aufmerksamkeit auf das Meer lenken, dessen Strömung an der Küste ziemlich tückisch war. Es gab wilde Strudel und unter der Wasserlinie liegende Klippen, die den Rumpf eines Bootes aufreißen konnten.

Unangefochten tuckerte Jerrys Boot auf die kleine Bucht zu, die ihm zur Landung besonders geeignet schien.

Niemand hielt Jerry Flint auf, als er in die Bucht einlief. Die Wellen – schon vor der Bucht zum Teil gebrochen – liefen relativ sanft aus. Es gab sogar einen winzigen Strand, und schon bald schrammte der Kiel des Bootes über rauhen Sand und Kieselsteine.

Jerry Flint ließ das Boot auslaufen. Den Motor hatte er schon vorher abgestellt.

Jetzt zeigte es sich, daß Jerry Flint nicht nur ein mutiger Draufgänger war, sondern auch ein besonnener Mann. Er holte sein Funkgerät hervor und gab über das, was er gesehen hatte, einen Funkspruch durch. Die Signale wurden an der britischen Küste aufgefangen und direkt nach London weitergeleitet. Natürlich chiffriert und auf einer Frequenz, die nicht so leicht abgehört werden konnte.

Fünf Minuten nahm Jerry Flint diese Arbeit in Anspruch. Dann begann er, sein Boot zu vertäuen. Er fand einen Felsen, um den er das Tau schlingen konnte.

Jetzt versuchte er, sich zu orientieren, aber in der Dunkelheit sah die Landschaft völlig verändert aus. Der Bunker lag etwa im Zentrum der Insel. Auf den Fotos wirkte der Bunker wie eine uneinnehmbare Festung. Aber Flint wußte aus Erfahrung, daß jedes Gebäude mit Phantasie und Mut zu knacken war, auch wenn es noch so sicher aussah. Es gab sicherlich nicht nur einen Eingang, es mußte Nebeneingänge geben oder Notausgänge, die meist nicht so gut gesichert waren wie der Haupteingang.

In dieser Nacht wollte Jerry dem Geheimnis von Proctor Island auf die Spur kommen. Daß heute ein Hubschrauber mit fünf oder sechs Menschen eingetroffen war, empfand er als Glücksfall: Vielleicht konnten ihm diese Leute einiges erzählen…

Jerry Flint hatte seine Taschenlampe mitgenommen. Sie war besonders lichtstark, und der Agent setzte eine Blende vor die Linse, um den Effekt ein wenig zu dämpfen.

Dann knipste er die Lampe an und suchte nach einem Pfad, der ihn in die Nähe des Betonbunkers führte.

Plötzlich hörte er ein Geräusch.

Flint blieb stehen. Er löschte die Lampe.

Kettengerassel!

Dann eine Stimme. »Aye, Aye, Captain. Der Nachschub ist da. Es sind

auch Frauen dabei!«

»Gut! Noch eine Fuhre, dann ist die Besatzung vollständig. Lassen Sie die Mannschaft antreten, Howard!«

»Zu Befehl, Sir!«

Schritte! Kommandos!

»Ich glaube, ich spinne«, murmelte Jerry Flint. »Ja, bin ich denn völlig verrückt geworden? Diese Stimmen, wo kommen sie her?«

Der Agent hatte hinter einem Felsen Deckung gefunden. Er hatte die Männer genau verstanden, so deutlich, als würden sie dicht neben ihm stehen.

Aber da war keiner…

»Ich gehe wieder an Bord!« hörte er die Stimme des Captains. »Wenn es soweit ist, geben Sie mir Bescheid, Howard!«

»Sehr wohl, Sir!«

»An die Ruder!« klang ein Befehl auf. Es gab ein schleifendes Geräusch, als würde der Kiel eines Bootes über den Sand geschoben. Sekundenlang begann die Luft in der Bucht zu flimmern, und Jerry Flint sah die Umrisse von Gestalten, die in vergangene Jahrhunderte gepaßt hätten.

Die Gestalten trugen die Kleidung von Seeräubern und waren mit Morgensternen, Degen und alten Musketen bewaffnet.

Dann war das Bild wieder verschwunden.

Der abgebrühte Jerry Flint fühlte eine Gänsehaut über seinen Rücken rieseln. Er hatte schon viel erlebt, aber das hier ging über seine Vorstellungskraft. Hier unterhielten sich Seefahrer ganz in seiner Nähe, und er konnte sie nicht sehen, obwohl sie Sekunden zuvor fast zum Greifen nahe dagewesen waren. Das gab es nicht.

Jerry zog seine FN-Pistole. Vorsichtig löste er sich aus seiner Deckung. Was wurde hier gespielt?

Mißtrauisch blickte sich der Geheimagent um. Jetzt war wieder alles ruhig. Still und verlassen lag die winzige Bucht. Nur die Wellen plätscherten gegen den kleinen Strand.

Hatte er das vielleicht alles nur geträumt? War er schon reif für einen Psychiater? Jerry Flint kannte diese Symptome der Überreizung. Kollegen von ihm waren an ihrem Job kaputt gegangen. Manche hatten Glück gehabt und bekamen gute Pensionen. Andere waren mit Verfolgungswahn in Heilanstalten eingeliefert worden.

Soweit soll es nicht kommen, nahm sich Jerry Flint vor und ging los.

Er kam genau drei Schritte weit!

Dann war es aus.

»He, wen haben wir denn da?« rief eine Stimme.

»Der gehört nicht zu uns.«

Irgend etwas klirrte. Es hörte sich an, als würden die einzelnen Glieder einer Kette gegeneinander scheppern.

»Ein Zeuge!« Das war wieder die erste Stimme.
»Wir müssen ihn töten!«
Jerry Flint hörte die Worte und versteifte sich. In seinem Magen schien auf einmal ein dicker Kloß zu sitzen. Er packte den Griff der Waffe fester.
»Los, mach ihn fertig!«
Die Stimme war hinter ihm. Jerry Flint kreiselte herum. Und das war genau das Falsche.
Plötzlich spürte er etwas Kaltes an seiner Kehle. Augenblicklich wurde ihm die Luft abgeschnürt. Jerry Flint wurde mit unwiderstehlicher Gewalt nach hinten gerissen. Er fiel nicht. Hände fingen ihn auf. Das Klirren war jetzt dicht vor ihm.
Und auf einmal wußte Jerry Flint, was mit ihm geschah. Man wollte ihn erdrosseln.
Mit einer Kette, die er nicht sah!
Er wehrte sich verzweifelt. Trat und schlug um sich. Dreimal zog der Geheimagent den Stecher seiner Waffe durch. Die Schüsse peitschten auf. Echos rollten über die Insel, doch die Kugeln zischten wirkungslos in die Luft. Sie fanden kein Ziel.
Jerry Flint röchelte.
Immer strammer wurde die Kette gezogen. Längst bekam Jerry keine Luft mehr. Seine Bewegungen wurden schlapper, hörten schließlich ganz auf.
Jerry Flint war ohnmächtig geworden.
Und noch immer ließ der Druck der mörderischen Kette um seinen Hals nicht nach.
Es sah makaber aus, wie Jerry Flint wie ein lebloses Bündel über den steinigen Boden geschleift wurde. Er schien in der Luft zu hängen, denn die Männer, die ihn an Schultern und Füßen trugen, waren nicht zu sehen.
Die Unsichtbaren schleiften ihn auf den Bunker zu. Als sie ihn erreichten, war Jerry Flint schon tot…

***

Es gibt Kantinen, die sollen gutes Essen haben. Die Scotland-Yard-Kantine gehörte nicht dazu. Wenigstens nicht für John Sinclair. Der junge Oberinspektor war zwar nicht gerade verwöhnt, aber wenn er eine Säge zuhilfe nehmen mußte, um den Rinderbraten zu zerteilen, dann paßte er lieber.
Also ließ er das Fleisch stehen und widmete sich den beiden Schalen mit Erdbeerjoghurt. John brauchte zwar nicht auf die schlanke Linie zu achten, legte aber hin und wieder mal einen Obst- oder Joghurttag ein. Diesmal allerdings unfreiwillig.
John hatte am Vormittag Akten studiert. Sein letzter Fall hatte noch

einige Arbeit nach sich gezogen. Der Nachtclub der Vampire war zwar geschlossen worden, aber der anschließend zu erledigende Papierkram machte ihm fast mehr Kopfzerbrechen als die Jagd nach den Vampiren. Ein neues Abenteuer lag noch nicht an. John war auch recht froh darüber. Schließlich wollte er in drei Tagen seine Freunde Bill Conolly und Suko vom Londoner Flughafen abholen. Die beiden hatten eine abenteuerliche Reise in das Gebiet des Himalaja hinter sich gebracht, und John brannte darauf zu erfahren, was sie erlebt hatten.

John Sinclair hatte den Spitznamen Geisterjäger. Und der kam nicht von ungefähr. Schließlich beschäftigte sich der blondhaarige Oberinspektor mit Fällen, die das Maß des Normalen sprengten. Er wurde dann eingesetzt, wenn andere nicht mehr weiterkamen, wenn übliche Mittel versagten und der Kampf gegen Vampire, Werwölfe oder Dämonen begann. Dann war John am Ball. Und er hatte bisher jeden Fall aufgeklärt. Eine Quote, um die ihn viele Kollegen beneideten.

John aß auch noch den zweiten Becher Joghurt leer. Dann gönnte er sich eine Verdauungszigarette.

Die Bedienung kam und räumte den Tisch ab. Sie war neu und lächelte John zu.

Der Geisterjäger lächelte zurück. Als das blondhaarige Mädchen sich umdrehte, wippte ihr kecker Pferdeschwanz aufmunternd hin und her. Der Geisterjäger sandte dem Girl noch einen Blick nach und drückte dann die Zigarette aus.

Die Lautsprecherstimme war bis in den letzten Winkel der Kantine zu hören.

»Oberinspektor Sinclair bitte zu Superintendent Powell. Oberinspektor Sinclair bitte zu Superintendent Powell…«

»Ja, doch«, knurrte John. »Nicht einmal in der Mittagspause hat man Ruhe.«

Er ging zu einem der Lifts.

John fuhr zuerst hoch in sein Büro, zog dort sein Jackett über und machte sich auf den Weg zum Büro seines Chefs.

Powell war nicht allein. Der Mann, der bei ihm war, hatte das Gesicht eines leidenden Hamsters und die stahlharten Augen eines Franco Nero. Eine seltsame Mischung. Außerdem war der Mann knapp einmetersechzig groß. Er hatte graues, streng gescheiteltes Haar und trug einen grauen Anzug. Er musterte den eintretenden John Sinclair wie eine Schlange das Kaninchen, das sie in naher Zukunft verspeisen will.

Der Geisterjäger schloß die Tür.

Superintendent Powell saß hinter seinem Schreibtisch und deutete auf einen Besucherstuhl. »Setzen Sie sich, John!«

»Danke!« Der Geisterjäger nahm Platz.

Powell deutete auf das mickrige Männchen. »Darf ich Ihnen Colonel Ryker vorstellen. Der Colonel gehört zum Secret Service und kommt in einer speziellen Angelegenheit zu uns.«

John Sinclair nickte dem Mann zu. Er mochte Geheimdienstleute nicht besonders. Sie hielten sich meist für etwas Besseres, und wer mit ihnen zusammenarbeitete, hatte immer das Gefühl, daß sie über den Dingen standen und auf die anderen herabsahen. Der Colonel schien trotz seiner Körpergröße oder gerade deshalb auch zu dieser Sorte zu gehören.

»Sie haben das Wort, Colonel«, sagte Superintendent Powell.

Der Geheimdienstmann nickte. Dann begann er zu sprechen. Seine Stimme war voluminös und füllte den gesamten Raum aus. »Ich möchte zuvor noch darauf hinweisen, daß alles, was hier besprochen wird, unter uns bleibt und nicht an die Öffentlichkeit gerät. Schließlich geht es um einen Fall von ungeheurer Tragweite…«

»Darf ich Sie mal unterbrechen?« fragte Powell.

Der Colonel runzelte irritiert die Stirn. Er war es wohl nicht gewohnt, daß man ihn unterbrach. »Ja, bitte.«

John mußte grinsen, denn er kannte Powell. Der Superintendent war zwar selbst ein Granitkopf, aber wenn jemand die Loyalität seiner Leute anzweifelte, dann wurde er fuchsteufelswild.

»Oberinspektor John Sinclair ist absolut vertrauenswürdig, Colonel«, sagte er. »Und das hat er mehr als einmal bewiesen. Ich sage das, damit hier keine Zweifel aufkommen.«

Der Colonel setzte sich kerzengerade hin. »Ich habe Sie verstanden, Sir.«

Powell lächelte und nahm einen Schluck von seinem Magenwasser.

»Dann beginnen Sie bitte.«

Und der Colonel fing an. Er hörte sich selbst gern reden, holte weit aus und berichtete von einem gewissen Basil Proctor. Er erzählte das Leben dieses Mannes, erwähnte seine wirtschaftliche Macht und schließlich auch den Verkauf seiner Firmen, der in der Finanzwelt Verblüffung ausgelöst hatte.

»Dieser Proctor hat sich eine Insel gekauft und wie einen Goldhort befestigen lassen. Mit einem Betonbunker und zahlreichen Sicherheitssystemen. Wir vom Secret Service wurden natürlich mißtrauisch. Schließlich ist es nicht alltäglich, daß jemand alle seine Firmen verschleudert und sich im Atlantik auf eine Insel verzieht. Unser Mann, der Proctor vorher schon beobachtete, wurde verstärkt auf ihn angesetzt. Mr. Flint wollte sich die Insel ansehen. Er ist auch dorthingekommen, dann war allerdings Schluß. Wir haben bisher nichts mehr von ihm gehört. Seinen letzten Funkspruch, den unsere Station noch hat auffangen können, haben wir dechiffriert. Ich habe

den Text mitgebracht.«

Der Colonel bückte sich und ließ die Verschlüsse des Aktenkoffers aufschnappen. Dann entnahm er dem Koffer zwei DIN-A4-Bogen und überreichte sie den Beamten.

John und Powell begannen zu lesen.

Der Text war tatsächlich interessant. Dieser Flint berichtete von einem riesigen Totenkopf, der über der Insel geschwebt hatte und in dessen Maul ein Hubschrauber geflogen war. Er konnte keine Erklärung finden und wollte daraufhin die Insel erst recht näher erkunden.

John ließ das Blatt sinken.

»Wie schon erwähnt«, sagte Colonel Ryker, »haben wir danach nichts mehr von Jerry Flint gehört.« Der Colonel hielt Power ein Foto hin, das Jerry Flint zeigte.

Superintendent Powell legte den Bogen auf die Schreibtischplatte. »Und jetzt erbitten Sie bei uns Amtshilfe.«

Der Colonel verzog das Gesicht. »Amtshilfe ist vielleicht nicht das richtige Wort…«

Powell lächelte süßsauer. »Ich weiß selbst, daß die Geheimdienstleute die besten Detektive der Welt sind, aber jetzt konkret: Was wollen Sie wissen? Oder mit welchem Auftrag sind Sie gekommen?«

Der Colonel wand sich wie ein Regenwurm, wenn er aus dem Loch schlüpft. »Die Sache ist nicht leicht zu erklären«, sagte er, »diese Meldung, nun, man könnte sie für das Phantasiegebilde eines Spinners halten. Ein übergroßer Totenschädel – wo gibt es den schon? Aber auf der anderen Seite hatte Mr. Flint unser Vertrauen. Wir wollen einfach nicht glauben, daß er uns einen Bären aufgebunden hat. Und da sich Ihre Abteilung, Sir, mit ungewöhnlichen Fällen beschäftigt, bin ich von allerhöchster Stelle damit beauftragt worden, Sie um Mitarbeit zu bitten.«

Jetzt mischte sich zum erstenmal John Sinclair in das Gespräch ein. »Heißt das, daß ich mit Ihren Leuten zusammenarbeiten soll?«

»Ja.«

»Tut mir leid.« John schüttelte den Kopf. »Dann halte ich mich aus dem Fall heraus.«

»Das können Sie gar nicht.« Der Colonel brauste auf. »Wenn ich Ihnen sage…«

»Sie haben mir nichts zu sagen, Sir«, erwiderte der Geisterjäger ruhig. »Ich kann einen Auftrag nur von meinem unmittelbaren Vorgesetzten bekommen. Und das ist nun mal Superintendent Powell. Erst wenn er es für richtig hält, steige ich ein.«

Rykers Rechte schoß vor wie die Klaue eines Geiers. »Dann sagen Sie es ihm!«

Superintendent Powell hob die Schultern. Das Zusammenspiel zwischen ihm und John klappte ausgezeichnet. »Sehen Sie, Colonel, Oberinspektor Sinclair ist mein bester Mann. Seine Fälle haben eine Aufklärungsquote von hundert Prozent, was man vom Secret Service nicht gerade behaupten kann.« Powell hob die Hand, als er sah, daß Ryker widersprechen wollte. »Ich weiß, wovon ich rede, Colonel. Sie haben manche Schlappe erlitten. Aber das nur am Rande. Wenn Oberinspektor Sinclair also der Meinung ist, daß er allein arbeiten will, dann muß ich ihm das zugestehen. Er wird seine Gründe für diesen Schritt haben.«

»Ja, zum Teufel«, rief der Colonel. »Ist er denn ein Supermann?«

»Nein – aber ein Fachmann. Und außerdem waren Sie es, der zu uns gekommen ist und um Amtshilfe gebeten hat. Wir wollen doch die Karten mal richtig verteilen.«

Scharf stieß der Colonel die Luft aus. »Also gut, ich beuge mich Ihren Vorstellungen. Aber nur unter Protest.«

»Das ist mir egal«, erwiderte Powell trocken. Er nahm seine Brille ab und putzte mit einem Spezialtuch die dicken Glaser Dabei sagte er: »Können wir Einzelheiten erfahren? Ich meine, wo liegt diese Insel zum Beispiel, und wie kommt Oberinspektor Sinclair am besten dorthin? Wo kann man überhaupt einhaken?«

»Ich kann Ihnen leider kaum mit Material dienen«, erwiderte Colonel Ryker »Über Basil Proctor haben wir zwar genügend Details, aber die beziehen sich alle auf die Zeit vor dem Kauf der Insel. Welche Absichten er heute verfolgt, wissen wir leider nicht. Das sollte Jerry Flint herausfinden.«

»Gibt es noch irgendwelche Personen, mit denen Proctor Kontakt hat?« wollte John Sinclair wissen.

»Nein. Er hat alles verkauft. Bis auf sein Landhaus in der Nähe von Plymouth.«

John nickte. »Plymouth liegt in Cornwall und ziemlich nah an der Küste. Dort könnte noch eine Verbindung bestehen.«

Powell nickte. »Das ist durchaus möglich.«

Colonel Ryker stand auf. »Ich glaube, Gentlemen, damit wäre alles gesagt. Sie halten mich ja auf dem laufenden.«

Powell nickte. »Natürlich!«

»Und viel Erfolg«, wünschte der Colonel noch. Dann ging er zur Tür.

»Puh«, meinte John, als der Geheimdienstmann wieder verschwunden war. »Ein altes Vorurteil hat sich bei mir wieder verstärkt. Die Knaben sind penetrant und halten sich immer für die größten.«

»Egal.« Der Superintendent winkte ab. »Kümmern wir uns um den Fall. Glauben Sie, daß etwas Großes dahintersteckt?«

John nickte. »Ich halte es durchaus für möglich. Diesen riesigen

Totenschädel kann sich Flint nicht aus den Fingern gesaugt haben. Außerdem ist er verschollen. Seine Dienststelle hätte sicherlich etwas von ihm gehört, wenn es anders gewesen wäre.«

»Ja, da haben Sie recht.« Powell trank sein Glas leer. »Wie ich Sie kenne, fahren Sie heute noch nach Plymouth – oder?«

John Sinclair lächelte. »Sie kennen mich richtig, Sir. Ich will dieses Landhaus aufsuchen. Unter Umständen finde ich dort den Anfang einer Spur!«

»Okay. Viel Glück.« Powell lächelte, was bei ihm selten vorkam. Aber der Streit mit dem Colonel war für ihn wohl innerlich ein Freudenfest gewesen.

John Sinclair konnte es ihm nicht einmal verdenken.

Zehn Minuten später befand er sich schon im Garagentrakt des Yard, wo auch sein Bentley parkte. Der Silbermetallic-Schlitten wartete darauf, ausgefahren zu werden.

John wollte ihm den kleinen Spaß gönnen.

Zuvor jedoch fuhr er noch zu seiner Wohnung. Schließlich wollte der Geisterjäger nicht unbewaffnet in den Kampf ziehen. Es gab da einige Dinge, die er unbedingt brauchte, denn Dämonen waren mit normalen Kugeln nicht zu töten…

Trotz allem hielt John Sinclair den Fall nicht für sehr brisant. Er rechnete sogar damit, auf einen spleenigen Millionär zu treffen, der nur einem verrückten Hobby frönte.

Selten hatte sich der Geisterjäger so geirrt…

***

Wie hypnotisiert starrten Adam Preston und die beiden anderen Ehepaare auf die schwere Tür. Noch konnten sie die Gestalt nicht genau erkennen, denn der hinter der Tür liegende Raum befand sich in völliger Dunkelheit.

Aber dann traf sie fast der Schlag.

Basil Proctor saß in einem Rollstuhl.

Lautlos glitten die gummibereiften Räder über den Boden. Der Rollstuhl besaß einen Elektromotor, dessen leises Summen das einzige Geräusch in der atemlosen Stille war.

Basil Proctor hielt den Stuhl an.

Der Herrscher der Insel sah scheußlich aus. Er war ein Kretin.

Gekrümmt hockte er in seinem Stuhl. Der Kopf saß schief auf den Schultern, wobei die linke Schulter nach unten hing. Die Gesichtszüge des Mannes waren völlig entstellt. Geldstückgroße Narben bedeckten die Haut. Der Schädel war kahl, und in den Augen glitzerte ein satanisches Funkeln. Über Proctors Beinen lag eine graue Decke. Sie schleifte mit den Enden auf dem Boden.

Mrs. Grey stieß einen leisen Schrei aus, als sie den Mann sah. Adam

Preston sog scharf den Atem ein.

Das war also ihr geheimnisvoller Auftraggeber.

Ein Krüppel!

Preston meinte, sich zu erinnern, einmal Bilder von Proctor gesehen zu haben. Und auf den Fotos war er als hochgewachsener, gut aussehender Mann zu sehen gewesen.

Proctor schien Prestons Gedanken erraten zu haben, denn er sagte: »Ja, früher sah ich anders aus, mein lieber Preston. Und so werde ich auch wieder aussehen. Dafür habe ich euch ja geholt.« Er sah die Menschen der Reihe nach an. Auf den Frauen blieb sein Blick länger haften. Dann bewegte er nickend den Kopf. »Die Mannschaft wird sich freuen, daß auch Frauen an Bord kommen. Sie haben noch gefehlt.« Er kicherte seltsam hohl.

Preston warf einen Blick über die Schulter zurück auf die beiden anderen Männer. Sie standen schreckensstarr. Niemand machte Anstalten, Proctor entgegenzutreten.

Bis auf Adam Preston. Er trat einen Schritt vor, so daß er dicht vor dem Rollstuhl stand. Hochrot war sein Gesicht. Mit einem verächtlichen Zug um die Mundwinkel blickte er auf Basil Proctor herab.

»Mister Proctor«, begann er. »Sie glauben doch wohl nicht im Ernst, daß wir auf Ihrer Insel bleiben. Dort oben auf dem Dach steht noch der Hubschrauber. Der Pilot wird uns in den nächsten Minuten von hier fortbringen, und niemand wird uns daran hindern. Auch Sie nicht!«

»Das ist auch meine Meinung«, meldete sich Kelland »Wir bleiben hier keine Minute länger.« Cliff Kelland ließ seine Frau los und stellte sich demonstrativ neben Adam Preston. Nathan Grey zögerte noch.

Proctor begann wieder zu lachen. »Arme Narren«, blaffte er. »Ihr werdet die Insel verlassen, aber nicht so, wie ihr es euch vorgestellt habt. Und was den Hubschrauber angeht – sperrt mal die Ohren auf. Vielleicht könnt ihr noch hören, wie er gerade abhebt.«

Adam Prestons Blicke wurden unsicher. Wie auch die anderen starrte er zur Decke.

Tatsächlich. Schwach nur hörten sie das Knattern der Rotoren.

Prestons Gesicht verzog sich. Er ballte die Hände zu Fäusten. Es sah so aus, als wollte er sich jeden Moment auf Basil Proctor stürzen. Aber er beherrschte sich. »Dann werden Sie uns eben von hier wegbringen!« keuchte er.

»Nein, ich nicht.« Proctor hob den rechten Arm und schnippte mit den langen, spinnengleichen Fingern.

Schritte wurden laut.

Dann tauchte aus dem Dunkel des Raumes hinter Proctor ein Mann auf. Er schien ein Araber zu sein. Wenigstens ließ der Turban darauf

schließen, den er sich um den Kopf geschlungen hatte. Er trug eine Djellabah, ein langes, bis zum Boden reichendes Gewand, das Proctor an ein Nachthemd erinnerte. Das Gesicht des Mannes wirkte wie aus Granit gemeißelt. Kein Muskel regte sich. Und die Maschinenpistole in seinen kräftigen Händen redete eine deutliche Sprache.

»Das ist Ali«, stellte Basil Proctor vor. »Er wird dafür sorgen, daß ihr hier auf meiner Insel bleibt. Vorerst jedenfalls«, schränkte Proctor ein.

Adam Preston war zurückgetreten. Die MP in der Hand des Arabers brachte ihm Respekt bei.

»Mit Waffengewalt wollen Sie uns also hierbehalten«, preßte Nathan Grey mühsam hervor.

Seine Frau Linda begann zu weinen.

Proctor nickte. »Ja«, meinte er. »Es geht ja nicht anders. Ihr habt vor zu fliehen, und so etwas kann ich auf keinen Fall zulassen.«

»Weshalb haben Sie uns eigentlich herkommen lassen?« wollte Adam Preston wissen.

Proctor breitete die langen Arme aus. »Ich will eine Mannschaft zusammen haben.«

»Wir sind keine Seeleute.«

»Ich weiß…«

Preston runzelte die Stirn. »Ich verstehe nicht, weshalb Sie uns dann genommen haben. Um ein Schiff zu manövrieren, braucht man doch erfahrene…«

Basil Proctor winkte mit einer unwilligen Handbewegung ab. »Unsinn«, sagte er, »Sie sollen ja nicht für mich fahren.«

»Für wen denn?«

»Für Captain Barrel!«

Adam Prestons Augen verengten sich zu Schlitzen. »Barrel… Barrel«, murmelte er, »den Namen habe ich doch schon irgendwo gehört.«

»War das nicht der Mann, dessen Schiff vor gut zweihundert Jahren gesunken ist?« fragte Cliff Kelland. »Es hat vor kurzem noch etwas darüber in der Zeitung gestanden.«

Basil Proctor kicherte. »Ich sehe, Sie sind gut informiert. Ja, das Schiff – es hieß übrigens Cornwall Love – ist tatsächlich vor fast zweihundert Jahren gesunken. Captain Barrel kam aus Indien. Er hatte dort etwas entdeckt, was von unschätzbarem Wert war. Einen Dämonenschatz aus Gold und Edelsteinen. Die Sachen sind mit Geld nicht zu bezahlen. Aber ich kann sie bekommen.«

»Aber was haben wir damit zu tun?« rief Linda Grey.

Der Krüppel grinste häßlich. »Captain Barrel hat eine Bedingung gestellt, das heißt, er mußte sie stellen.«

»Und welche?« fragte Preston.

»Langsam, junger Mann, langsam. Sie werden noch alles genau erfahren. Der Schatz, den der Captain mitgebracht hatte, war

verflucht. Sein Schiff sank. Hier, direkt vor der Küste. Ich habe durch Zufall davon Kenntnis erhalten und versuchte, den Schatz zu bergen. Leider ahnte ich nichts von dem Fluch der Götter. Er hat mich zum Krüppel gemacht, und der Schatz liegt noch immer auf dem Meeresgrund. Aber es gibt eine Möglichkeit, ihn zu heben und mich gleichzeitig von dem Fluch zu befreien. Ich muß eine neue Mannschaft anheuern. Captain Barrel und seine Mannschaft sind zwar bei dem Untergang umgekommen, aber sie finden keine Ruhe. Seit zweihundert Jahren bewachen ihre Seelen den Schatz der finsteren Götter. Und keinem ist es bisher gelungen, an das Gold zu gelangen. Die Leichen derer, die es versucht haben, modern auf dem Meeresgrund. Nur ich habe mit dem Captain einen Pakt geschlossen. Durch seinen Fluch bin ich zwar zum Krüppel geworden, aber wenn ich seine Bedingungen erfülle, bekomme ich meine alte Gestalt und mein früheres Aussehen wieder. Versteht ihr nun, warum ich euch nicht laufen lassen kann? Ihr seid ein Teil der neuen Mannschaft!«

Verwirrt schüttelte Adam Preston den Kopf. »Das kann ich nicht glauben«, stammelte er, »das gibt es nicht. Sie binden uns hier einen Bären auf, Mann!«

Basil Proctor lachte und rieb sich die mageren Hände. »Ich weiß, es ist schwer zu glauben. Auch ich habe mich am Anfang nicht daran gewöhnen können, daß sich über Nacht mein Körper veränderte und ich zum Krüppel wurde. Was glauben Sie, was das für ein Leben ist! Nein, das kann sich niemand vorstellen, dieses Dahinvegetieren. Niemand hilft einem, man kann sich nur in dem verdammten Rollstuhl fortbewegen.«

Proctor schlug mit der flachen Hand auf die Lehne. »Aber das soll anders werden! Ich will mein früheres Aussehen zurückhaben, und dabei ist mir jedes Mittel recht.«

»Sie – Sie opfern andere Menschen, um selbst wieder einer zu werden«, flüsterte Linda Grey. Ihre Stimme war kaum zu verstehen. Sie erstickte in Tränen. »Wie viele arme Geschöpfe haben Sie schon unglücklich gemacht, Mr. Proctor?«

»Sie werden sie bald kennenlernen. Ich habe für die Mannschaft einen Extraraum bauen lassen. Bis Sie an Bord gehen, werden Sie sich dort aufhalten. Aber keine Angst. Lange wird es nicht dauern. Noch eine Fuhre, und wir sind komplett.«

Adam Preston hatte die ganze Zeit über geschwiegen. Er hatte sein Augenmerk auf den Araber gerichtet und dabei einen tollkühnen Plan gefaßt. Er glaubte den Ausführungen des Millionärs und konnte sich vorstellen, daß Basil Proctor mit allen Mitteln sein Ziel verfolgen würde.

Aber nicht mit Adam Preston!

Der Araber stand links neben dem Mann ini Rollstuhl. Die Mündung

der Maschinenpistole zeigte nicht auf einen einzelnen der Gruppe, sondern wies in den Raum.

Und darauf baute Preston seine Chance.

Er machte einen Schritt vor.

Keine Reaktion. Der Araber bewegte sich nicht.

Adam Preston fühlte, daß sein Herz schneller klopfte. Während Basil Proctor noch über sein Vorhaben redete und damit die anderen ablenkte, machte Adam Preston den nächsten Schritt.

»Ali!« Ein peitschender Befehl hallte durch den kahlen Raum. Basil Proctor hatte ihn ausgestoßen.

Ali ruckte herum.

Adam Preston starrte genau in das dunkle Loch der Maschinenpistole.

Wie ein Blitzstrahl durchfuhr ihn die Angst. Der Kerl brauchte nur den Finger zu krümmen, dann war es aus…

Preston atmete schwer. Es war das einzige Geräusch in der lastenden Stille. Dann übernahm Basil Proctor wieder das Wort. »Leg ihn nicht um. Ali! Er hat Glück, daß wir ihn brauchen. Aber erteile ihm eine Lektion, damit er weiß, was es heißt, unseren Befehlen zuwiderzuhandeln.«

Ali nickte. Er schien stumm zu sein. Mit einer fast behutsam anmutenden Gebärde lehnte er die schwere Waffe an die Wand. Dann drehte er sich langsam um und schlug aus der Drehung heraus zu.

Nie hätte Preston damit gerechnet, daß ihn dieser Schlag treffen würde. Schließlich betrug die Distanz mehr als zwei Yards. Aber Ali war ein Teufel. Sein Körper schien um das Doppelte zu wachsen. Ali zeigte, was jahrelanges Karatetraining ausmacht.

Adam Preston bekam den Schlag quer über den Mund. Der Handrücken riß ihm die Lippen auf. Die Wucht des Hiebes schmetterte ihn durch den Raum. Hart prallte er gegen eine der nackten Wände. Sein Kopf war wie aus Gummi. Nur im Unterbewußtsein hörte er die entsetzten Schreie der Frauen. Dieser blitzschnelle und hart geführte Hieb hatte ihn fast k.o. geschlagen.

Der Araber glitt bereits auf den am Boden Liegenden zu, als Proctors Befehl ihn stoppte.

»Es reicht!« bellte der Mann im Rollstuhl.

Ali blieb stehen, drehte sich um und nahm wieder seine Maschinenpistole auf.

Nur langsam verebbte der Schmerz. Adam Preston wischte sich das Blut von den Lippen und kam stöhnend auf die Beine.

»Das wäre nicht nötig gewesen«, sagte Proctor. Dann wandte er sich zu den anderen. »Jetzt habt ihr einen Vorgeschmack von dem, was euch erwartet, wenn ihr Schwierigkeiten macht.«

Die Menschen schwiegen bestürzt und entsetzt.

Drei, vier Sekunden lang herrschte eine nahezu tödliche Stille. Und

in der Stille klang das Klirren doppelt laut.
Mrs. Kelland entdeckte den Toten als erste. Der Oberkörper schwebte über dem Boden, nur die Hacken schleiften auf dem Beton. Dazwischen Schritte, das Klirren der Kette und Stimmen.
Basil Proctor drehte den Rollstuhl. Er lachte plötzlich und sagte: »Aha, da kommen meine Freunde. Sie wollen euch begrüßen…«
Es klang makaber, was der Millionär sagte. Denn von seinen Freunden war niemand zu sehen.
Und doch waren sie da…

***

Linda Grey verlor als erste die Nerven. »Das halte ich nicht mehr aus!« schrie sie, wurde leichenblaß und klappte zusammen. Ihr Mann konnte sie im letzten Moment noch auffangen.
Mrs. Kelland stand da und brachte kein Wort mehr hervor. Sie zitterte am ganzen Körper. Auch die drei Männer begriffen nicht, was gespielt wurde. Wie hypnotisiert starrten sie auf die Leiche des blondhaarigen Mannes, der von unsichtbaren Händen in den Raum gezogen wurde.
Wieder klirrten Kettenglieder. Dann befahl eine rauhe Stimme. »Laßt ihn los!«
Die Leiche fiel zu Boden.
Proctor deutete auf den Toten. »Wer ist das?«
Eine Stimme antwortete. Geisterhaft, hohl klingend. »Wir haben ihn am Strand gefangen genommen. Er wehrte sich. Wir mußten ihn töten.«
»Kennt ihr den Mann?«
»Nein«, erwiderte die Stimme.
»Durchsuch ihn!« befahl Proctor dem Araber.
Ali bückte sich. Mit einer Hand tastete er die Leiche ab. Dabei förderte er eine Pistole zutage und ein Funkgerät.
Proctor wurde blaß. Sein häßliches Gesicht verzog sich zu einer abartigen Grimasse. »Ein Funkgerät!« zischte er. »Ein Spion. Dieser Mann ist ein Spion!«
»Aber er ist tot«, sagte die Geisterstimme. Andere Männer lachten hämisch.
»Na und? Er wird irgendwo Bescheid gesagt haben, was auf dieser Insel los ist. Sieh nach, Ali, ob er Papiere hat.«
Der Araber gehorchte. Er fand aber nichts, was auf die Identität des Toten hinwies.
Basil Proctor fluchte. Er fuchtelte mit beiden Armen herum und rief plötzlich. »Da sind die anderen! Noch eine Fuhre, dann ist eure Mannschaft vollständig.«
»Wir haben sie schon gesehen!« Wieder waren Schritte zu hören. Sie

näherten sich den schreckensstarren Menschen.

Plötzlich schrie Mrs. Kelland auf. Sie hatte Finger an ihrem Körper gespürt. Sie glitten über die Schulter und an der Hüfte entlang. »Eine gute Frau. Wir werden mit ihr noch viel Spaß haben!«

»Neiiinn!« brüllte Mrs. Kelland. Sie drehte sich um und rannte in den letzten Winkel des Raumes.

»Packt sie!« schrie wieder die Geisterstimme.

Da drehte Cliff Kelland durch. Er rannte auf seine Frau zu, wollte sich schützend vor sie stellen, doch noch ehe er sie erreichte, packten ihn die Unsichtbaren.

Harte Fäuste umklammerten Cliff Kelland, rissen ihn zurück. Und dann prasselten die Schläge wie Hagelkörner auf ihn nieder, während Basil Proctor sich vor Lachen kaum halten konnte.

Cliff Kelland taumelte, wurde hin- und hergerissen. Eine unsichtbare Hand packte seine Haare und riß den Kopf nach hinten. Kelland stöhnte auf.

Obwohl er nichts sah, fühlte er die Spitze eines Messers an seiner Kehle. Ein winziger Blutstropfen quoll aus seiner Haut. Er rann langsam den Hals hinab.

»Ich glaube, das reicht«, meinte der Unsichtbare. »Wenn du dich noch einmal gegen uns stellst, schneiden wir dir die Kehle durch!« Ein rauhes Lachen folgte, dann wurde Cliff Kelland auf den Boden gestoßen.

Seine Frau saß in der Ecke und schluchzte jämmerlich. Sie war mit den Nerven am Ende.

Die Schritte entfernten sich. »Wir warten auf die anderen«, verkündete der Anführer der Geisterpiraten. Für Sekunden begann die Luft zu flimmern, und jeder der Gefangenen glaubte, altertümlich gekleidete Gestalten zu sehen. Wilde, bärtige Gesichter. Einer der Kerle trug eine Augenklappe, und bewaffnet waren die Unheimlichen bis an die Zähne.

Dann war der Spuk verschwunden.

Basil Proctor klatschte in die Hände. »Das waren meine Freunde. Zweifelt ihr jetzt immer noch?«

Keine Antwort. Die Menschen blieben stumm. Das Grauen hatte sie gestreift wie der Pesthauch der Hölle. Und ihnen war klar geworden, daß sie keine Chance hatten, dem schrecklichen Schicksal zu entgehen. Der Tote, der zu ihren Füßen lag, hatte vielleicht versucht, das Rätsel zu lösen.

Es war beim Versuch geblieben…

Proctor wandte sich an seinen Leibwächter. »Schaff sie zu den anderen. Ali!« befahl er. »Sie haben noch vierundzwanzig Stunden Galgenfrist. Dann werden sie auf dem Geisterschiff die Meere durchkreuzen. Und ich erhalte mein wahres Aussehen wieder und

dazu den Schatz der Piraten.«
Proctor drehte den Rollstuhl und glitt wie ein Schatten hinein in die Dunkelheit des Ganges.
Die Opfer aber wurden zusammengetrieben. Hintereinander mußten sie den Raum verlassen. Sie gingen schleppend, die Köpfe gesenkt. Ihr Widerstand war gebrochen. Für sie war ein Alptraum Wirklichkeit geworden.

***

Die Strecke London – Plymouth betrug ungefähr dreihundertfünfzig Kilometer. John Sinclair wollte sie am frühen Abend geschafft haben.
Der Geisterjäger fuhr zügig, konnte aber seinen errechneten Schnitt nicht einhalten, da ziemlich viel Verkehr herrschte.
Gegen achtzehn Uhr schließlich erreichte der Oberinspektor die Hafenstadt. Er war nicht zum erstenmal in Plymouth und kannte sich ein wenig aus. Er wußte auch, wo ungefähr das Landhaus des Millionärs lag. Es befand sich östlich von Plymouth in einem Waldgebiet an der Stadtgrenze.
Das Haus war schlecht zu finden. John mußte zweimal fragen, bis er den Weg endlich wußte.
Über das schmale Asphaltband einer Straße, die sich schlangengleich durch die Landschaft wand, näherte er sich seinem Ziel, bis er an eine Abzweigung kam. Ein Schild wies auf das Landhaus hin.
John fuhr dem Wegweiser nach und wurde schließlich von einer Schranke gestoppt.
Ein Verkehrsschild und eine Tafel machten deutlich, daß hier die Durchfahrt verboten war. Und zwar bei Androhung von Strafe, wie auf der Tafel zu lesen war.
John stieg aus.
Er befand sich inmitten eines lichten Mischwaldes. Es war angenehm schattig und kühl. Das Laub der Bäume filterte die tief stehende Julisonne. Vogelstimmen zwitscherten. Ein Hase verschwand mit langen Sprüngen in einem nahe gelegenen Gebüsch. Von irgendwoher ertönte das Tacken eines Spechts.
John Sinclair schloß seinen Bentley ab und flankte über die rotweiß gestrichene Barriere.
Ein Kiesweg führte schnurgerade durch den Wald. Nach etwa einer halben Meile lichtete sich der Wald, und John stand in einem großen Park mit uralten hohen Bäumen und einem sorgfältig gepflegten Rasen. Der Kiesweg schnitt die Grünfläche in zwei Hälften und führte direkt auf das Landhaus zu.
Es war im Viktorianischen Stil erbaut und wirkte wie eine Trutzburg.
Wuchtige dicke Mauern. Eine breite Steintreppe. Zahlreiche Erker, Simse und hohe Fenster mit Butzenscheiben, in denen sich die Sonne

spiegelte.
Keine Spur von Verfall also, obwohl der Besitzer des Landhauses hier nicht mehr wohnte.
Aber auch keine Spur von Leben. Das riesige Haus schien leer zu stehen, aber davon wollte sich der Geisterjäger erst noch genauer überzeugen.
Er ging auf die Treppe zu, deren Stufen an beiden Seiten von zwei hohen Mauern flankiert wurden.
»He, Mister!« hörte John eine Stimme in seinem Rücken. »Wissen Sie nicht, daß Unbefugten der Zutritt verboten ist?«
John stand schon vor der untersten Stufe. Er drehte sich um.
Aus dem Schatten einer Buschgruppe kam ein Mann auf ihn zu, der wirklich aussah wie der Werbegärtner vom Fernsehen. Er trug eine grüne lange Schürze, ein kariertes Hemd und eine braune Cordhose. Das Gesieht schien nur aus Falten und Runzeln zu bestehen. Es war sonnenbraun, und unter dem breiten Strohhut sah John Sinclair weißes Haar hervorquellen. In der rechten Hand hielt der Mann eine Gießkanne.
John lächelte. »Sie sind sicher der Gärtner«, vermutete er treffsicher.
Der ältere Mann verzog das Gesicht, und die Falten vermehrten sich. »Wie scharfsinnig«, erwiderte er höhnisch. »Aber jetzt machen Sie, daß Sie wegkommen, oder es gibt Ärger.«
John ging auf den Ton des Gärtners nicht ein. »Der Hausherr ist nicht zufällig hier – oder?«
»Nein, das sehen Sie doch.«
»Sie sind der einzige, der das Haus bewacht?« wollte der Geisterjäger wissen.
Der Gärtner atmete tief ein. »Ich wüßte nicht, was Sie das angeht. Und jetzt verschwinden Sie, oder ich jage Ihnen die Hunde auf den Pelz.«
Jetzt wurde auch John Sinclair ärgerlich. Okay, er kam nicht gerade als Freund des Hauses, er hatte aber auch keine Lust, sich wie einen Landstreicher behandeln zu lassen.
»Polizei«, sagte der Oberinspektor und zückte seinen Ausweis.
Der Gärtner wurde sofort ruhiger. Mit der linken Hand nahm er den Ausweis entgegen und studierte ihn. Dann bekam John die Legitimation zurück.
Der weißhaarige Gärtner wurde freundlicher. »Tut mir leid, Sir, aber ich konnte nicht wissen…«
John winkte ab. »Geschenkt.« Er deutete mit dem Daumen über die Schulter. »Sind Sie der einzige hier?«
Der Gärtner zögerte mit der Antwort. John Sinclair wußte sofort, daß er nach einer Ausrede suchte. »Mr. Proctor ist nicht da«, sagte er dann.
»Das weiß ich. Ich…«

John sprach nicht mehr weiter, denn die barsche Stimme eines Mannes unterbrach ihn.

»Wen hast du denn da aufgegabelt, Jos? Will der Typ Ärger machen?«

John Sinclair drehte sich um.

Von der Westseite des Landhauses kam ein Mann auf John Sinclair und den Gärtner zugeschlendert. Er trug Lederkleidung, wie sie die Piloten oft anhaben, und in der Hand ein Gewehr. Die Mündung zeigte noch zu Boden, aber wie John den Typ einschätzte, würde es ihm sicherlich nichts ausmachen, die Waffe auch auf einen Menschen zu richten.

Der Geisterjäger spürte ein unangenehmes Ziehen in der Magengegend.

Drei Schritte vor John blieb der Mann stehen. Er hatte schwarzes, ziemlich kurz geschnittenes Haar, eine Boxernase und tückische, eng beieinanderliegende Augen. Sein Kinn zierte eine dunkelrote Narbe.

»Also«, sagte der Knabe, »was suchen Sie hier?«

»Rick, dieser Mann ist…«

Der Pilot wandte unwillig den Kopf. »Halt du dich daraus, Jos. Los, geh wieder an deine Arbeit, sonst gibt es Stoff.«

Der Gärtner hob die Schultern, grinste wissend und verzog sich dann.

John Sinclair griff nach seinen Zigaretten. Sofort ruckte die Mündung des Gewehres hoch.

Der Geisterjäger hob überrascht die Augenbrauen. »Sie haben hier wirklich einen netten Umgangston, das muß ich schon sagen.«

»Was wollen Sie?«

John klopfte sich ein Stäbchen aus der Packung und zündete es dann an. Genußvoll stieß er den Rauch aus. »Ich wollte eigentlich mit Mr. Proctor reden.«

»Der ist nicht da.«

»Dann sind Sie bestimmt für mich der richtige Gesprächspartner.«

»Glaube ich kaum.« Der Pilot bewegte beim Sprechen kaum die Lippen. »Am besten ist es, Sie verziehen sich jetzt wieder. Wenn nicht, bekommen Sie Ärger.«

»Oder Sie«, gab John zur Antwort.

Der Kerl lachte kalt. »Wollen Sie mir drohen?«

»Wollen Sie einen Polizisten über den Haufen schießen?«

Der Pilot krauste die Stirn. »Wieso Polizist?«

»Scotland Yard!« Zum zweitenmal innerhalb von fünf Minuten präsentierte John seinen Ausweis. Ihm war auch nicht entgangen, daß der Pilot bei dem Wort Polizei zusammengezuckt war.

»Und?« fragte er betont forsch, »was wollen Sie von mir?« Er ließ das Gewehr wieder sinken.

»Ich will zu Mr. Proctor!«

»Er ist nicht da!«

John lächelte. »Dann führen Sie mich hin, Mister… Wie ist übrigens Ihr Name?«

»Rick Terry!«

»All right, Mr. Terry. Sie werden mich zu Mr. Proctor bringen!«

Terry schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht.«

»Und warum nicht?«

»Weil ich selbst nicht weiß, wo Mr. Proctor steckt.«

John atmete tief ein. Dann sagte er: »Ich bin von Natur aus ein friedlicher Mensch. Ich kann nur eins nicht ausstehen. Lügen. Und daß Sie lügen, ist offensichtlich. Ich komme schließlich nicht uninformiert zu Ihnen. Ich weiß, daß sich Mr. Proctor eine Insel gekauft hat, und wenn ich Sie in Ihrer Pilotenkleidung vor mir sehe, dann ist mir auch klar, daß Sie zu Mr. Proctor Verbindung haben. Wahrscheinlich per Hubschrauber. Außerdem laufen Sie wahrscheinlich nicht den lieben langen Tag in Ihrer Kluft herum, ergo haben Sie etwas vor. Sicherlich einen Flug zu Proctor Island.« John lächelte kalt. »Wenn meine Vermutungen falsch sein sollten, dann berichtigen Sie mich ruhig.«

Rick Terry war bei Johns Worten blaß geworden. »Nein, Sie liegen nicht falsch, aber das wird Ihnen auch nichts nutzen, denn jetzt nehmen Sie erst mal die Pfoten hoch!«

Blitzschnell richtete der Pilot die Mündung der Waffe auf den Oberinspektor. Ein gefährliches Leuchten lag plötzlich in seinen Augen. John schalt sich einen Narren, daß er den Pilot nicht gezwungen hatte, die Waffe fallen zu lassen. Er hatte ihn als etwas zu harmlos eingestuft. Das erwies sich nun als Fehler.

»Wollen Sie einen Polizisten umlegen?« fragte der Geisterjäger und hob die Arme in Schulterhöhe.

»Wenn es sich nicht vermeiden läßt – ja. Und in Ihrem Fall läßt es sich nun mal nicht vermeiden. Los, umdrehen!«

John Sinclair gehorchte.

Er sah noch aus den Augenwinkeln, daß Rick Terry einen ausreichenden Abstand hielt. Er war ein Profi. Es war dem Geisterjäger unmöglich, ihn anzuspringen, ohne sich eine Kugel einzufangen.

John preßte die Lippen aufeinander. Rick Terry machte wirklich den Eindruck, als würde es ihn nicht stören, einen Polizeibeamten ins Jenseits zu befördern.

Es war eine groteske Situation. Was Geister und Dämonen nicht geschafft hatten, würde dieser Pilot mit einer einzigen Kugel erledigen…

***

Die Gesichter waren bleich. Das Licht an der Decke hatte einen

grünlichen Schimmer und ließ die Haut der Menschen aussehen wie die von Toten, die schon einige Zeit im Grab gelegen hatten.

Die Höhle lag tief unter der Erde.

Sie war verhältnismäßig komfortabel eingerichtet. Es gab gepolsterte Sitzgelegenheiten, mehrere Betten und Tische. Auf dem Boden lagen Teppiche. Nur die rohen Felswände störten den Gesamteindruck.

Mit der neuen Gruppe befanden sich insgesamt zwölf Personen in dem unterirdischen Gewölbe. Man konnte es durch eine Eisentreppe erreichen, die vom Bunker aus in die unter dem Meeresspiegel liegende Höhle führte.

Hinter Adam Preston schloß sich die Eisentür mit einem dumpfen Laut. Es klang wie das Zuschlagen eines Sargdeckels.

Verwundert blickten sich die Neuankömmlinge um. Ein schon älterer Mann erhob sich von einer Bank. Er hatte weißes wirres Haar und trug einen blankgewetzten Anzug.

»Willkommen im Kreis der Verlorenen«, krächzte er mit rostiger Stimme. Er machte eine umfassende Armbewegung und deutete auf die anderen Menschen. »Wir sitzen schon über eine Woche hier. Noch eine Fuhre, und dann kommen wir aufs Schiff.«

Linda Grey und Mrs. Kelland begannen wieder zu weinen. Ihre Männer führten die beiden Frauen zu noch freien Plätzen.

Adam Preston stand in der Mitte des ungewöhnlichen Raumes und blickte sich um.

Er entdeckte die Fernsehaugen an den vier Ecken der Decke.

Der Weißhaarige hatte seinen Blick bemerkt. »Ja«, sagte er, »wir werden beobachtet. Tag und Nacht hat man uns unter Kontrolle, aber wir haben uns schon daran gewöhnt.«

Preston hob die Schultern. Er machte zwar einen resignierten Eindruck, aber aufgegeben hatte er noch lange nicht. Er wollte, wenn es eben ging, dieser verdammten Mausefalle entkommen.

Sein Blick glitt über die Versammelten.

Hoffnungslosigkeit und Resignation zeichneten die Gesichter. Die Menschen hatten sich mit ihrer Situation abgefunden.

»Gibt es hier noch einen zweiten Ausgang?« fragte Preston den Weißhaarigen.

»Ja. Es ist der Luftschacht.« Der Mann deutete zur Decke.

»Dann könnte man ja…« Preston verengte die Augen und rieb sich das Kinn.

»Fliehen, meinen Sie?« Der Weißhaarige lachte. »Nicht hier. Denken Sie an die Kameras.«

»Die wären kein Problem.«

Sekundenlang blitzte Interesse in den Augen des alten Mannes auf. »Sie haben einen Plan?«

»Vielleicht…« Preston wollte noch nicht mit seiner Überlegung

herausrücken. »Wie wird das Essen gebracht?« wollte er wissen.
»Sie lassen einen Korb durch den Luftschacht. Da ist alles drin. Nach dreißig Minuten holen sie den Korb wieder hoch.«
Preston sah sich den Schacht an. Er trat unter die Öffnung und legte den Kopf in den Nacken. Ein kühler Luftstrom fächerte sein Gesicht. Preston mußte die Augen schließen. Die kalte Luft war unangenehm. Der Schacht war nicht sehr breit. Er war sogar für einen Mann, der sich an den Seiten hochstemmen wollte, ideal.
»Sie wollen durch den Schacht?« flüsterte der Weißhaarige.
»Ja.«
»Sie vergessen die Kameras.«
»Das ist das geringste Problem.« Preston wischte sich über die Stirn. Auch die anderen Gefangenen betrachteten ihn jetzt mit unverhohlenem Interesse. In manchen Augen glomm so etwas wie Hoffnung auf. Dieser Mann unter dem Schacht schien genau zu wissen, was er wollte.
»Wann kommt das nächste Essen?« fragte Adam Preston.
»Das wird noch dauern. Es ist das Frühstück.«
Preston blickte auf seine Uhr. Draußen mußte längst der Tag angebrochen sein. Es war sechs Uhr morgens. Preston schätzte, daß es erst in zwei Stunden etwas zu essen gab.
Also hatte er noch genügend Zeit.
»Ich versuch's«, sagte Preston entschlossen.
Cliff Kelland stand auf. »Sie wollen wirklich?«
Adam Preston nickte. »Natürlich. Und wenn ich erst einmal draußen bin, werde ich schon irgendeinen Weg finden, um von der Insel zu gelangen. Die haben doch hier sicherlich ein Boot.«
»Sie vergessen die Geisterpiraten«, sagte der Weißhaarige.
»Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. So oder so kaputt. Was macht das schon? Abgehört werden wir ja nicht – oder?«
»Ich habe es bisher wenigstens noch nicht feststellen können«, erwiderte der Weißhaarige.
»Na, das ist doch prima. Dann kümmern wir uns mal um die Kamera. Wir müssen die nehmen, die dem Ausstieg gegenüber liegt. Mister Kelland, Sie sind am kräftigsten. Können Sie mein Gewicht tragen?«
Cliff Kelland blickte Adam Preston an. »Ich hoffe es doch.«
»Okay, dann los.«
Kelland zog sein Jackett aus und ging zu der von ihm ausgewählten Kamera. Er vertraute auf die Faulheit der Menschen. Bestimmt saß nicht den ganzen Tag über jemand vor den Monitoren und behielt die Gefangenen im Auge. Die Kameras konnten auch als reine Drohung installiert worden sein. Außerdem hatte Preston nur Basil Proctor und Ali auf der Insel gesehen. Die beiden hatten sicherlich noch anderes zu tun, als ständig auf die Monitore zu starren.

Cliff Kelland legte die Hände gegeneinander und bildete so eine provisorische Leitersprosse, auf die Adam Preston steigen konnte. Er hatte sich sein Jackett ausgezogen und es unter den Arm geklemmt.

»Jetzt drücken Sie mir die Daumen«, sagte Preston.

Er hob das rechte Bein und stieg auf die zusammengefalteten Hände Dann drückte er sich mit dem anderen Bein vom Boden ab. Alle starrten ihn an.

»Hoffentlich geht es gut«, hörte er Linda Grey flüstern.

Kelland wankte unter dem Druck. Adam Preston krallte seine Hände in den Jackenstoff an Kellands Schulter. »Halten Sie nur fest!« keuchte er.

»Ja…«

Preston ging in die Senkrechte. Dabei hob er das linke Bein und stellte es auf Kellands Schulter.

Der Mann stöhnte.

»Keine Panik«, flüsterte Preston. »Versuchen Sie, einen halben Schritt zurückzugehen.«

Kelland schaffte es.

Die anderen Gefangenen hielten den Atem an.

Cliff Kelland stand jetzt dicht an der Wand. Preston ließ sich etwas vorfallen und stützte sich am Fels ab. »Wunderbar«, sagte er gepreßt. Dann zog er auch noch das rechte Bein nach, nahm sein Jackett in die Hand und hängte es mit einer blitzschnellen Bewegung über die Linse der Kamera. Er hatte dabei noch Glück, denn der Aufhänger hakte sich an irgendeiner kantigen Stelle fest.

Preston sprang von der Schulter des Mannes.

»Ausgezeichnet«, rief er, als er auf dem Boden landete. »Das haben Sie phantastisch gemacht.«

Cliff Kelland lehnte sich gegen die Wand. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Dabei zitterte er wie ein Rehpinscher.

Der Weißhaarige war aufgesprungen.

Er schlug Adam Preston auf die Schulter. »Jetzt glaube ich auch, daß es klappt«, jubelte er, und seine Augen leuchteten dabei.

Preston winkte ab. »Immer langsam, mein Lieber. Der schwerste Teil liegt noch vor uns.« Er schlug Cliff Kelland auf die Schulter. »Fühlen Sie sich stark genug, das gleiche noch einmal zu machen?«

Kelland grinste tapfer. »Was sein muß, muß sein.«

»All right, dann ran. Aber jetzt stelle ich mich unter den Schacht. Mal sehen, wie das klappt.«

Sie probierten es aus. Zwei Versuche schlugen fehl. Dann stellten sich Nathan Grey und noch ein anderer Mann neben Kelland, so daß Adam Preston einen besseren Stand hatte.

Und nun klappte es.

Die Männer legten ihre Hände unter Prestons Schuhsohlen und stemmten den Mann hoch.

Prestons Finger ertasteten die Wände: des Schachts. Sie waren rauh und rissig, für einen Aufstieg also gut geeignet.

»Noch mehr Schub«, rief Preston.

Andere Männer kamen zu Hilfe. Sie schoben Adam Preston in den Schacht hinein.

Bis jetzt schien niemand etwas von dem Fluchtversuch bemerkt zu haben, denn weder Proctor noch Ali hatten sich sehen lassen.

Adam Prestons Unterkörper war schon im Luftschacht verschwunden. Die Finger seiner rechten Hand hatten einen kleinen Vorsprung entdeckt, an den sie sich festklammerten.

Er konnte jetzt die Beine nachziehen, spreizte sie und stemmte sie fest.

»Okay, Leute, haltet mir die Daumen!« rief er. Seine Stimme klang hohl.

Die Gefangenen hätten nicht gewußt, was sie lieber taten.

Adam Preston begann mit dem Aufstieg. Zoll für Zoll schob er sich hoch. Schon bald riß der Stoff seiner Kleidung, aber das war ihm egal. Einen Anzug konnte man ersetzen, ein Leben jedoch nicht. Die Haut von den Fingerkuppen platzte weg. Blut rieselte an Prestons Händen entlang. Auch das störte ihn nicht. Für ihn zählte nur noch die Freiheit.

Und immer weiter stieg er in die Dunkelheit des Schachts. Immer, wenn er sich mit den Händen ein kleines Stück höher gehangelt hatte, winkelte er die Beine an und zog sie nach.

So schaffte er Yard für Yard.

Schon bald war er in Schweiß gebadet. Das Wasser lief ihm in Strömen über Gesicht und Körper. Doch Preston gab nicht auf. Er gönnte sich keine Ruhepause.

Wie viele Yards er zurückgelegt hatte, wußte er nicht mehr. Auf jeden Fall wurde die Luft, die sein erhitztes Gesicht streifte, immer kühler und klarer.

Und das gab Hoffnung.

Dann sah Adam Preston einen hellen Schimmer. Er war schon ziemlich nah.

Preston verdoppelte seine Anstrengungen. Plötzlich ertasteten die Finger seiner rechten Hand den Rand des Ausstiegs.

Geschafft!

Preston hätte schreien können vor Freude.

Mit einer letzten, gewaltigen Kraftanstrengung zog er sich ganz aus dem Schacht – und lag im Freien.

Geblendet schloß Adam Preston die Augen. Er war in einem Gebüschgürtel gelandet, der auf einem an den Rändern blank

gewaschenen Fels wuchs.

Keuchend und immer wieder nach Luft ringend, blieb er liegen. Das Rauschen des Meeres war für ihn das schönste Geräusch, das er seit Jahren gehört hatte.

Wie lange er gelegen hatte, konnte er nicht sagen. Irgendwann kam er auf die Beine. Er wollte erst noch seinen Erfolg in den Schacht hineinrufen, doch er ließ es dann bleiben – Proctor oder Ali hätten aufmerksam werden können.

Nachdenklich schaute er auf den Schacht. Er war primitiv angelegt. Bei einem Regenschauer würde das Wasser nur so in die Höhle rauschen. Aber vielleicht hatte sich Proctor dafür auch eine Lösung einfallen lassen.

Adam Preston machte sich auf den Weg zum Strand. Dicht vor sich sah er die Betonmauern des Bunkers. Er wollte nach einem Schlauchboot suchen, das ihn wenigstens erst mal von der Insel wegbringen würde.

Adam Preston erreichte auch ohne Schwierigkeiten den Strand. Von Proctor und dem Araber war nichts zu sehen.

Der Zufall wollte es, daß der Weg ihn zu der kleinen Bucht führte, in der auch Jerry Flint gelandet war.

Und da hatten sie ihn.

Plötzlich hörte Adam Preston die Stimmen. Dann das widerliche Lachen eines Mannes.

Er wußte, daß alles umsonst gewesen war…

***

Rick Terry dirigierte John Sinclair hinter das Haus. Der Geisterjäger hörte die Schritte seines Bewachers auf dem Kies knirschen. Seine Gedanken arbeiteten fieberhaft. Er suchte nach einem Ausweg, doch er wußte, daß er sich bei einer unüberlegten Gegenwehr höchstens eine Kugel einfangen konnte.

Auch hinter dem Haus setzte sich der streichholzlange Rasen fort. An einigen Stellen war er ziemlich plattgedrückt.

Und John sah auch den Grund.

Ein Hubschrauber, Modell Sikorsky, stand mitten auf der Grünfläche. Eine dunkelgrün angestrichene Maschine mit breiten Landekufen und ohne Kennzeichen.

John steuerte den Hubschrauber an.

»Bleib stehen!« hörte er hinter sich Terrys Stimme.

Der Geisterjäger gehorchte. »Wollen Sie mir in den Rücken schießen?« fragte er.

Terry kicherte. »Die Idee ist gar nicht mal so schlecht. Aber ich will mal menschlich sein, Bulle. Du bekommst die Ladung von vorn. Los, dreh dich um.«

John Sinclair machte auf den Fußballen kehrt. Er hatte die Arme immer noch in Schulterhöhe angehoben.

Rick Terry stand vor ihm und grinste. »Angst?«

John nickte. »Ja.«

Terry lachte blechern. Er hatte das Gewehr in die rechte Armbeuge geklemmt. Der Zeigefinger lag am Abzug. So wie er die Waffe hielt, mußte er ein hervorragender Schütze sein. »Ich dachte immer, Bullen hätten keinen Schiß. Wenigstens tun sie so.«

»Dann haben Sie Ihre Weisheiten wohl aus dem Kino«, erwiderte John Sinclair.

Wieder lachte Rick Terry. »Wohin willst du die Kugeln haben? In den Kopf, in die Brust? Such es dir aus!«

John Sinclair schwieg den Mann an. Er versuchte, sich auszurechnen, wieviel Zeit ihm blieb, einer Kugel auszuweichen.

Wahrscheinlich gar keine. Und das wußte auch Rick Terry.

Was er nicht wußte und nicht sehen konnte, war, daß der Gärtner um die Hausecke geschlichen kam. Er ging auf Zehenspitzen und hielt einen soliden Holzknüppel in der rechten Hand.

Noch trennten ihn gute zehn Yards von Rick Terry.

Eine verdammt lange Distanz, wenn es auf jede Sekunde ankam.

Terry krümmte den Zeigefinger.

»Das wär's denn, Bulle«, sagte er. Sein Gesicht verzerrte sich…

»Halt!« John schrie das Wort heraus, der Pilot zögerte, verlor Sekunden, und da war der Gärtner heran.

Die letzten Yards war er gerannt, auch auf die Gefahr hin, daß Terry ihn hören konnte.

Terry zuckte herum. Das war genau der Moment, als der Knüppel auf ihn niedersauste. Doch durch die rasche Bewegung verfehlte das Stück Holz den Schädel des Gangsters und landete auf dessen linker Schulter.

Terry brüllte auf, drückte aber noch ab.

Haarscharf nur pfiff die Kugel an dem Gärtner vorbei, der vor Schreck zurücktaumelte.

Zu einem zweiten Schuß kam Rick Terry nicht mehr, denn da war John Sinclair schon bei ihm. Und er zeigte ihm, daß Bullen nicht nur Angst haben, sondern auch kämpfen können.

Sein Tritt in die Kniekehlen schleuderte den heimtückischen Piloten zu Boden. Terry fiel weich, warf sich sofort herum und versuchte erneut, auf John anzulegen.

Wieder trat Johns Fuß in Aktion. Das Gewehr wurde Terry aus der Hand geprellt und blieb ein paar Yards weiter liegen. Rick Terry selbst krümmte sich zusammen und wollte auf die Füße springen.

John riß ihn herum. Sekundenlang sah er das schreckverzerrte Gesicht des Piloten dicht vor sich, dann detonierte seine Rechte auf

Terrys Kinn.
Terry hob es fast aus den Schuhen. Er vollführte einen mißglückten Salto, krachte auf den Rasen und blieb mit verdrehten Augen auf dem Rücken liegen.
John blies sich über die Knöchel.
»Mann, o Mann«, stöhnte der Gärtner, »haben Sie aber einen Punch, Mister.«
John lächelte. Er hob das Gewehr auf und entlud es. Dann warf er die Patronen weg. Er reichte dem Gärtner die Hand. »Ich habe Ihnen mein Leben zu verdanken«, sagte er. »Ich danke Ihnen.«
Der Gärtner wurde rot. Er wußte gar nicht, was er sagen sollte. Schließlich meinte er: »War doch selbstverständlich. Sir, ich konnte doch einem Mord nicht zusehen.«
»Nicht jeder hätte so gehandelt«, erwiderte John. Er deutete auf den bewußtlosen Piloten. »Wo können wir ihn hinbringen? Haben Sie einen Schlüssel zum Haus?«
»Den hat Terry.« John Sinclair untersuchte die Taschen des Piloten und fand den Schlüssel. Der Gärtner war inzwischen schon zu einer Hintertür gelaufen. Er sah zu, wie sich John Sinclair den Piloten auf die Schultern lud und zur Tür schleppte.
»Geben Sie mir den Schlüssel«, sagte der Gärtner.
Er schloß auf.
Sie gelangten in einen schmalen Gang, der an den Wirtschaftsräumen vorbeiführte.
Im Haus roch es muffig und nach kaltem, abgestandenem Rauch.
Der Gang führte in einen Salon, der zwar teuer, aber doch ungemütlich eingerichtet war. Ledersessel, Marmortische, alte Stehlampen. Die hohen Stores waren zugezogen.
John legte den Bewußtlosen in einen der halbrunden Sessel. Rick Terrys Kinn war blau angelaufen. Johns Schlag hatte gewirkt wie ein Huftritt.
Der Gärtner grinste. »Die Abreibung hatte er schon längst verdient.«
John bot Zigaretten an.
Der Gärtner lehnte ab. »Danke, Nichtraucher. Wegen der Lunge, wissen Sie.«
John nickte, gönnte sich aber selbst ein Stäbchen.
»Wissen Sie über die Verhältnisse hier Bescheid?« fragte er den Gärtner.
»Kaum.«
»Aber Sie kennen Basil Proctor.«
»Ja. Ich habe ihn ein paarmal gesehen. Gesprochen allerdings kaum. Ich bekomme mein Geld, und das ist alles.«
»Wissen Sie denn, daß sich Mr. Proctor eine Insel gekauft hat?« fragte John.

»Nein.« Die Augen des Gärtners wurden groß. »Deshalb fliegt Terry auch so oft weg.«

»Sie glauben, er steuert die Insel an?«

»Ich könnte es mir vorstellen.« Der Gärtner setzte sich. »Wissen Sie, dieser Basil Proctor ist ein komischer Mensch. Er hat kaum mit einem Menschen gesprochen. Ein richtiger Eigenbrötler. Manchmal, da brachte er sich allerdings Mädchen mit. So blutjunge Dinger, kaum aus dem Schulalter heraus. Und was er mit denen getrieben hat, also ich will ja nichts sagen, aber ich habe oft komische Geräusche gehört. Und das bei den dicken Mauern des Hauses. Doch darüber kann Ihnen Rick Terry sicher besser Auskunft geben.«

»Wenn er aufwacht.«

Der Gärtner erhob sich. »Ich werde mal einen Eimer Wasser holen. Es ist immer noch das wirkungsvollste Mittel, einen Menschen aus der Bewußtlosigkeit zu holen. Außerdem machen die im Film das auch immer.«

John mußte lachen. Kurz darauf kam der Gärtner mit einem Eimer Wasser zurück.

»Das habe ich mir schon immer gewünscht«, feixte er, hob den Eimer hoch und kippte Rick Terry die volle Ladung ins Gesicht.

Das Wasser traf nicht nur den Kopf des Piloten, sondern durchnäßte auch die Kleidung und lief in Bächen über das Leder des Sessels.

Aber der Guß zeigte die erhoffte Wirkung.

Rick Terry stöhnte auf, dann begann er zu prusten und bekam danach einen Hustenanfall.

Verwirrt öffnete er die Augen.

John hatte sich einen zweiten Sessel genommen und ihn so gestellt, daß er Terry ins Gesicht sehen konnte.

Der Gärtner stand in Höhe der Tür. Er betrachtete Terrys Erwachen mit diebischer Freude.

»Ich hoffe, Sie haben ausgeschlafen«, sagte der Geisterjäger, als Terry ihn anblickte.

Der Pilot wollte hochrucken, doch er verzog schmerzhaft das Gesicht. Die Bewegung war zu hastig ausgefallen. Er wischte sich mit der rechten Hand über die Augen, um auch die letzten Wassertropfen zu verscheuchen.

»Spielen Sie hier nicht den toten Mann«, sagte John, »so schlimm war es auch nicht. Und wenn man in Betracht zieht, daß Sie mich umlegen wollten, sind Sie noch glimpflich davongekommen.«

»Fahren Sie zur Hölle!« zischte der Pilot.

»Nach Ihnen, mein Bester. Aber zuvor fliegen wir beide. Und zwar nach Proctor Island. Für wann ist der nächste Flug vorgesehen?«

»Ich weiß nicht, wovon Sie reden.«

»Aber ich«, meldete sich der Gärtner.

»Du hältst dich da raus, Jos«, keifte Terry.

»Nein. Ich will es Ihnen sagen, Sir.« Der Gärtner kam näher. »Rick Terry wollte heute abend fliegen. Er hat es mir vor einigen Stunden noch gesagt.«

»Nach Proctor Island?« forschte John.

»Ja.«

»Danke, Jos.« Der Oberinspektor wandte sich wieder an den Piloten. »Heute abend fliegen Sie also. Okay, diesmal sind Sie nicht allein. Ich werde neben Ihnen in der Kanzel sitzen.«

Rick Terry fixierte John aus schmalen Augenschlitzen. Der Geisterjäger ahnte, wie sehr es hinter der Stirn des Piloten arbeitete.

»Versuchen Sie keine Tricks, Mister! Zur Not kann auch ich einen Hubschrauber allein fliegen.«

Terry grinste nur.

»Wann starten Sie?« wollte John wissen.

»In einigen Stunden.« Plötzlich leuchteten Terrys Augen auf. »Okay, Bulle Sie können mitfliegen. Ich freue mich sogar darauf. Aber wundern Sie sich nicht. Man wird Ihnen einen heißen Empfang bereiten, darauf können Sie sich verlassen.«

»Abwarten.« John Sinclair winkte dem Gärtner zu. »Gibt es hier einer Raum, in dem wir unseren Freund ungestört unterbringen können?« erkundigte er sich.

»Ja, die Abstellkammer.«

Der Geisterjäger nickte. »Okay, worauf warten wir noch? Los, hoch mit Ihnen, Terry. Und keine Tricks, sie würden Ihnen schlecht bekommen.«

Rick Terry erhob sich ächzend. Johr drückte den Sessel zurück und stand ebenfalls auf.

Er war wachsam wie ein Luchs.

Und tatsächlich. Rick Terry versuchte es. Urplötzlich warf er sich vor. Beide Fäuste wollte er dem Oberinspektor in den Leib rammen.

John drehte ab. Die Fäuste streiften ihn an der Hüfte, hatten aber noch genügend Drive, um ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Der Oberinspektor wurde gegen den Sessel gestoßen und fiel rücklings über die Lehne auf das Sitzteil.

Rick Terry hechtete hinterher.

Der Geisterjäger ließ beide Beine vorschnellen. Terry bekam die beiden Füße vor die Brust.

Wie von einem Katapult abgezogen, flog er nach hinten. Er ruderte mit den Armen, versuchte, das Gleichgewicht zu behalten, doch er schaffte es nicht.

Eine Kommode hielt ihn auf.

Schnell wie der Blitz war auch John Sinclair da. Und diesmal nahm er die Handkante.

Mit einem Seufzer klappte Rick Terry zusammen. Bäuchlings fiel er auf den Teppich und rührte sich nicht mehr.

»Teufel noch mal, ist der zäh«, sagte der Gärtner.

John nickte. »Ja, so etwas gibt es. Holen Sie mal Schnüre, damit wir ihn fesseln können.«

Der Gärtner besorgte Nylonstricke. John Sinclair verschnürte den Knaben fachmännisch und ließ ihn auf dem Teppich liegen. Erst jetzt sah er, daß Jos noch etwas mitgebracht hatte. Es war eine Kartentasche.

Der Gärtner klopfte mit dem Handknöchel gegen das Leder. »Darin verwahrt Terry seine Flugunterlagen. Sehen Sie sich die Dinger mal an, vielleicht ist etwas Interessantes dabei.«

»Danke.« John nahm die Tasche.

Er öffnete den Verschluß und zog eine kleine, in grünes Kunstleder eingebundene Mappe hervor. Darin lagen die Unterlagen fein säuberlich verteilt.

John sah die Flugpläne durch. Auf einem Papier war auch die Halbinsel Cornwall eingezeichnet. Die kleine Stadt Devonshire war rot eingekreist. Und daneben stand eine Uhrzeit.

Mitternacht!

Der Oberinspektor überlegte. Irgendwie kam er auf den Gedanken, die Karte umzudrehen.

Und da sprangen ihm vier Namen ins Auge.

Harry Quiller

Ty Weston

Morton Graves

Phil Slater

John runzelte nachdenklich die Stirn. Er ließ den Gärtner die Namen lesen. »Kennen Sie eine der aufgeführten Personen?« fragte er.

»Nein. Unbekannt. Ich weiß auch nicht, was das zu bedeuten hat.«

John Sinclair steckte die Papiere wieder in die Tasche. »Aber heute abend werden wir es bestimmt erfahren. Ich schätze, es wird eine verdammt lange Nacht werden…«

***

Die Stimmen waren überall!

Adam Preston mußte feststellen, daß er eingekreist war. Umzingelt von den Unsichtbaren.

Panik flackerte in seinem Blick. Er sah auf die graugrüne See hinaus, über deren Wogen noch der Morgendunst hing, der nur allmählich von der Sonne vertrieben wurde. Der Traum von Freiheit war aus. Jetzt galt es, um das nackte Leben zu kämpfen.

Adam Preston sah ein Schlauchboot. Jemand hatte es auf den kleinen Strand gezogen. Und er entdeckte das Boot, mit dem der Mann

gekommen sein mußte, den die Unsichtbaren tot hereingeschleppt hatten. Es war ein Schiff mit zwei Motoren! Ein ziemlich schneller Flitzer.

Hoffnung flackerte plötzlich in Adam Preston auf. Wenn es ihm gelang, das Boot zu erreichen und damit zu starten, dann konnte er unter Umständen den Unsichtbaren entkommen.

Wieder hörte er die Stimmen.

»Er will fliehen!«

Gelächter.

»Das schafft er nie. Er soll es ruhig mal versuchen. Wir werden ihn vierteilen und ihm die Haut in Streifen abziehen.«

»Mein Degen wartet darauf, ihn durchbohren zu können. Los, laßt uns anfangen! Wir wollen nicht mehr so lange reden.«

»Ja«, brüllte ein anderer. »Auf ihn!«

Adam Preston liefen kalte Schauer über den Rücken. Plötzlich hatte er eine wahre Todesangst. Hastig sah er sich um, dann rannte er los.

Nach zwei Schritten riß ihn jemand zu Boden. Adam Preston fühlte sich von unsichtbaren Händen gepackt. Eine Faust landete in seinem Gesicht. Preston schrie. Er riß unwillkürlich die Hände hoch und bekam dafür die Quittung.

Der Schlag traf seinen Magen.

Preston krümmte sich.

Die Unsichtbaren lachten. Sie ließen von ihm ab.

Adam Preston aber gab nicht auf. Er quälte sich auf die Füße. Keuchend, schreiend.

»Ihr Hunde!« brüllte er, »zeigt euch doch! Kämpft, kämpft wie richtige Männer!«

Preston winkelte die Arme an und taumelte auf den Strand zu. Dann rannte er plötzlich los. Drei, vier lange Sätze brachten ihn in die Nähe des Bootes. Er stieß sich ab, bekam die Reling zu packen, schlug mit den Knien gegen die Außenverkleidung und warf sich an Bord. Auf allen vieren kroch er in den Ruderstand.

Der Schlüssel! Wenn der Schlüssel stecken würde…

Er steckte.

Adam Preston stieß einen Jubelschrei aus. Die Finger seiner rechten Hand wollten den Schlüssel packen, ihn herumdrehen und dann das Boot starten.

Seine Finger berührten schon das Metall, als er plötzlich die eiskalten Hände um seine Kehle spürte.

Adam Preston stieß einen gurgelnden Laut aus. Er wurde zurückgerissen, verlor in dem engen Unterstand den Halt und krachte zu Boden. Mit dem Rücken fiel er genau auf die beiden Stufen. Der Schmerz riß ihn in eine Ohnmacht. Dicht vor sich sah er die Luft flimmern. Es war ein zuckendes, nebelhaftes Gebilde, das zu drehen

und zu tanzen begann.
Dann materialisierte sich für Sekundenbruchteile eine riesige Gestalt aus dem Mittelpunkt des Flimmerns. Es war ein Hüne von Kerl. Der Oberkörper war sonnenbraun, die Brust mit einem dichten Haarpelz besetzt. Dagegen war der Schädel kahl. Der Kerl trug eine enge Hose, hatte die Zähne gefletscht und hielt ein höllisch scharfes Krummschwert mit beiden Händen umfaßt.
Weit holte er aus.
»Neiiiinnnn!« brüllte Adam Preston, und sein Schrei hallte über die einsame Insel.
Es nutzte nichts.
Gnadenlos schlug der Henker zu.

***

Der weißhaarige ältere Mann hatte nach Prestons Flucht das Kommando wieder übernommen. Immer wieder mußte er seinen Mitgefangenen Mut zusprechen.
»Er hat es geschafft, den Schacht hochzuklettern«, sagte er, »und er wird es auch weiter schaffen, davon bin ich felsenfest überzeugt.«
»Ich habe Angst«, flüsterte Linda Grey mit bebenden Lippen.
»Das haben wir alle«, sagte der Weißhaarige. »Nur müssen wir die Angst überwinden lernen.«
»Das sagen Sie so, Mister.«
Der Weißhaarige hob die Schultern. Er hatte schon viele Worte des Trostes gesprochen, und nun wußte er nicht mehr, was er noch sagen sollte.
Er setzte sich wieder hin.
Die meisten Gefangenen blickten zu dem Luftschacht hoch, als erwarteten sie von da oben eine Rettung. Viele hatten die Hände gefaltet. Einige beteten mit bebenden Lippen.
Ein dunkelhaariger Mann in mittleren Jahren holte eine Zigarette aus der Packung. Dann knüllte er die Schachtel zusammen und warf sie zu Boden. »Die letzte«, sagte er. Als er den Kopf hob, sah man es in seinen Augen feucht schimmern.
Gierig sog er den Rauch in die Lungen. Die Hände, die das Stäbchen hielten, zitterten.
Die Minuten vergingen.
Und mit der Zeit wuchs die Hoffnung. Noch hatten die Gefangenen nichts gehört. Es waren keine Schüsse gefallen. Keine Alarmsirene hatte geheult.
»Sollte es Adam Preston gelungen sein, von der Insel zu fliehen?«
»Er ist bestimmt durchgekommen«, sagte Cliff Kelland plätzlich in das drückende Schweigen hinein. »Sicher hat er es geschafft. Wir müssen nur daran glauben.«

Die anderen nickten.

Der Mann, der die letzte Zigarette geraucht hatte, drückte den Stummel aus. Plötzlich lachte er. »Die nächste werde ich bestimmt wieder in Freiheit rauchen.«

Niemand gab ihm Antwort.

Die Spannung wurde unerträglich. Die Menschen waren völlig allein gelassen. Normalerweise hätten sie schon das Frühstück bekommen müssen, aber diesmal geschah nichts.

Und dann – urplötzlich – wurden sie mit dem Grauen konfrontiert.

Ein schauriges Gelächter brandete auf. Es dröhnte durch den Schacht, war gellend und mörderisch und versetzte die Menschen in Panik und Angst.

Dann eine Stimme. »Ihr Narren!« brüllte sie. »Ihr hirnverbrannten Narren. Niemand kann Captain Barrel entkommen! Er packt sie alle. Ihr gehört schon zur Mannschaft, und wer desertiert, wird hart bestraft. Wie euer Freund!«

Abermals gellte das Gelächter auf.

Die beiden Frauen waren zu Tode erschrocken. Sie hielten sich die Ohren zu, konnten dieses Hohnlachen einfach nicht mehr hören.

»Er war ein Verräter!«

… Verräter… Verräter…

Das Echo der Stimme geisterte hohl durch den Luftschacht.

»Da habt ihr ihn.«

… ihn… ihn…

Etwas polterte.

Die Menschen hielten den Atem an.

Etwas flog durch den Luftschacht, prallte auf den Boden und blieb liegen.

Die beiden Frauen schrien auf. Sie hatten die Hände erhoben und gegen das Gesicht gepreßt.

Aber auch die Männer wurden bleich.

Manch einem drehte sich der Magen um.

Zu grausam, zu schaurig war das, was durch den Schacht in das Gewölbe gefallen war.

Es war ein Kopf!

Er gehörte Adam Preston…

***

Mit einem Küchenmesser säbelte John Sinclair die Fesseln des Piloten durch.

Rick Terry hatte in der ganzen Zeit kaum gesprochen. Nur einmal, als er um eine Zigarette gebeten hatte. John gab sie ihm. Terry rauchte, ohne die Hände zu benutzen.

Jetzt rieb sich der Pilot seine Gelenke, damit das Blut wieder

zirkulieren konnte. Sein Gesicht war verzerrt. John kannte das Gefühl. Es kribbelte, als wären die Arme in einen Ameisenhaufen getaucht worden.

Draußen war es schon dunkel. Der Nachtwind rauschte in den Kronen der Bäume. Die Temperatur war etwas gefallen. John empfand die Kühlung nach dem heißen Tag sehr angenehm.

»Wir werden gemeinsam zu dem Treffpunkt fliegen«, sagte John. »Um Mitternacht also. Was geschieht mit den Leuten, deren Namen auf der Liste stehen?«

Der Pilot blickte John kalt lächelnd an. »Ich bringe sie nach Proctor Island.«

»Und dann?«

»Keine Ahnung.«

Der Oberinspektor war überzeugt, daß Rick Terry log. Aber er konnte ihm nichts beweisen. Und er konnte die Wahrheit auch nicht aus Terry herausprügeln.

»Ist der Hubschrauber aufgetankt?«

Terry nickte.

»Wie lange dauert es, bis wir die Stadt Devontown erreicht haben?«

»Nicht einmal eine halbe Stunde.«

»Und dort ist auch der Treffpunkt?« forschte John weiter.

»Nicht genau da. Die Leute warten auf einem Plateau, nicht weit von Devontown entfernt.«

»Wie kommt es eigentlich, daß Sie auf einmal so bereitwillig antworten?« fragte der Geisterjäger.

Rick Terry hob die Schultern. »Ich habe es mir eben überlegt.«

John lächelte. »Wie Sie meinen.« Dann blickte er auf seine Uhr. »So, Mr. Terry, wir starten.«

»Aber das ist noch zu früh.«

»Ich will mir die Gegend ein wenig ansehen.«

Der Pilot hob nur die Schultern und ging zur Tür. John Sinclair folgte ihm. Quer über den Rasen liefen sie auf den Hubschrauber zu. Jos, der Gärtner, stand am Fenster und blickte den Männern nach.

Rick Terry öffnete den Einstieg. Weit klappte er die Tür auf. John konnte einen Blick in das Innere der Maschine werfen. Er sah im hinteren Teil mehrere Sitzgelegenheiten. Er selbst wollte direkt hinter dem Piloten Platz nehmen.

Rick Terry stieg ein. John folgte ihm rasch und nahm zur gleichen Zeit wie Terry Platz. Der Geisterjäger zeigte dem Mann seine Pistole. »Damit Sie nicht denken, ich wäre unbewaffnet«, erklärte John. »Und dieser Flug ist auch kein Spaß.«

»Das weiß ich.«

»Um so besser.«

John Sinclair steckte die Beretta wieder weg. Sie war mit geweihten

Silberkugeln geladen. Geschosse, die für viele Arten von Dämonen absolut tödlich sind. John hatte außerdem noch ein silbernes geweihtes Kreuz und eine gnostische Gemme um den Hals hängen. Zwei Kleinode, die gegen die Mächte der Finsternis einen relativ wirksamen Schutz boten. Kam es jedoch zu einer Eskalation mit der geballten Macht des Bösen, dann boten diese Dinge auch keinen großen Widerstand mehr.

Rick Terry checkte die Instrumente durch. »Alles klar«, meldete er. Dann wollte er sich den Kopfhörer überstülpen, doch John nahm ihm das Gerät aus der Hand.

»Ich will nicht, daß Sie Ihrem Boß eine Warnung zukommen lassen«, sagte er. »So ist es besser.«

Terry verbiß einen Fluch, dann startete er.

Träge setzten sich die Rotorblätter in Bewegung. John hörte das flappende Geräusch. Dann drehten sie sich immer schneller, und der Sikorsky hob vom Boden ab. Er stieg etwas schwerfällig hoch, wurde dann aber schneller und schwebte dicht über die Kronen der Bäume hinweg in Richtung Osten.

Der Wind hatte die Wolken vertrieben. Es war eine klare Nacht geworden. John sah die aufgehende Scheibe des Mondes und das Millionenheer der Sterne. Hin und wieder warf er einen Blick über die Schulter des Piloten und war beruhigt.

Rick Terry machte keinerlei Anstalten, irgend etwas gegen ihn zu unternehmen. Er ließ die Hände an den Instrumenten.

Im Westen sah John das Lichtermeer von Plymouth. Weiter südlich lagen die Hafenanlagen, dahinter erstreckte sich die offene See.

Rick Terry war ein ausgezeichneter Pilot. Die Maschine flog ruhig und steuerte immer mehr ihrem Ziel entgegen.

Dann flogen sie auch schon über den Häusern der Ortschaft Devontown. Der Sikorsky verlor an Höhe.

»Wir sind zu früh dran«, rief der Pilot über die Schulter hinweg.

»Macht nichts«, erwiderte der Geisterjäger.

Terry flog jetzt eine Schleife, ließ den Hubschrauber noch mehr absacken und setzte zur Landung an.

Das Plateau war mit hohem Gras bewachsen. Der Wind – von den Rotorflügeln entfacht – drückte die Halme auf den Boden. Laub und kleinere Zweige wurden hochgewirbelt, und dann berührten die breiten Kufen der Maschine den Boden. Der Rotor drehte sich noch im Leerlauf und stand schließlich still.

»Aussteigen!« befahl John.

Rick Terry drehte den Kopf. »Warum? Wir können doch auch hier im Hubschrauber…«

»Nein, ich will die Leute sehen, wenn sie kommen!«

»Okay, okay.« Rick Terry erhob sich gespielt schwerfällig von seinem

Sitz. Dabei zog er den Reißverschluß seiner Lederjacke auf. Geduckt ging er zum Ausstieg.

John blieb ihm auf den Fersen.

Rick Terry sprang als erster auf den hohen Grasteppich des Plateaus. Seine Springerstiefel – sie reichten bis zu den Waden – versanken fast in der grünen Woge.

Die Dunkelheit lag wie ein großer Vorhang über dem Land. Die Nähe der See war zu spüren. Sie konnten das Brausen der Brandung hören, und der Wind trug den Geruch von Salzwasser und Frische heran.

Von den vier erwarteten Personen war noch niemand zur Stelle. Einsam und verlassen befanden sich die beiden Männer und der Hubschrauber auf dem weiten Plateau.

Das Plateau endete vor den steilen Klippen. Der Grasteppich hörte an der Kante plötzlich auf. In zweihundert Yards Tiefe schäumte die Brandung gegen die Klippen.

Rick Terry schlenderte auf die Klippen zu.

John rief ihn an. »Wo wollen Sie hin?«

Terry drehte sich. Der Geisterjäger sah im Dunkeln seine Zähne blitzen. Terry grinste.

»Ich muß dahin, wo auch der Kaiser zu Fuß hingeht«, erklärte er.

»Von mir aus…«

Der Pilot wandte John den Rucken zu. Der Geisterjäger ging noch ein paar Schritte vor und holte seine Zigarettenschachtel aus der Tasche. Ehe er ein Stäbchen anzünden konnte, stand Rick Terry schon wieder vor ihm.

»Geben Sie mir auch eine«, forderte er.

John hielt ihm die Schachtel hin. Im gleichen Moment schrillte in seinem Hirn die Alarmglocke.

Keine Sekunde zu früh.

Rick Terry hatte die Rechte eng am Körper liegen. Urplötzlich schoß der Arm dann vor. John sah die lange Klinge eines Springermessers blinken. Woher Terry die Waffe hatte, wußte er nicht. Wahrscheinlich hatte sie im Hubschrauber gelegen. Aber das spielte jetzt auch keine Rolle. Blitzschnell packte John die rechte Hand des Piloten. Seine Finger umspannten das Gelenk. Dicht vor seinem Bauch konnte John die Klingenspitze stoppen.

Rick Terry keuchte.

Er stieß seine linke Hand vor und traf John Sinclair vor die Brust. Der Geisterjäger stürzte auf den Rücken und zog Rick Terry mit sich. Der Pilot landete auf ihm.

»Du Hund«, gurgelte er, »jetzt mach’ ich dich fertig.«

Er versuchte, John das Messer in den Leib zu rammen, doch der Geisterjäger hielt Terrys Gelenk eisern umspannt. Er spannte die Muskeln an, gab seinem Körper Schwung und rollte sich ein paarmal

um die eigene Achse. Erfolg hatte er damit nicht. Rick Terry ließ nicht los, im Gegenteil, sein Griff wurde fester. Terry mußte sämtliche in ihm schlummernden Kräfte mobilisiert haben. Der Haß auf den Oberinspektor verlieh ihm zusätzliche Stärke. Während sich die beiden Gegner ineinander verkeilt auf der Erde wälzten, näherte sich die Messerspitze immer mehr der Kehle des Geisterjägers.

Es war ein verbissener Kampf. Beide merkten nicht, daß sie sich immer mehr dem Abgrund näherten. Sie keuchten und rangen nach Luft. Terry versuchte. John mit der Stirn ins Gesicht zu stoßen. Der Oberinspektor drehte im letzten Moment den Kopf weg. Der Stoß verfehlte ihn.

Terry fluchte.

Und dann gelang es dem Geisterjäger, die Beine etwas anzuwinkeln. Rick Terry bemerkte es nicht rechtzeitig. Erst als Johns Knie gegen seinen Leib ruckten, stieß er einen Schrei aus, in dem sich Überraschung und Schmerz paarten.

John trat noch einmal zu, diesmal kräftiger.

Rick Terry wurde zurückgeschleudert. Wie in einer Zeitlupenaufnahme sah John, wie Terry auf den Abgrund zuflog. Der Geisterjäger wollte noch eine Warnung rufen – zu spät.

Der Körper des Piloten kippte um. Ein markerschütternder gellender Schrei zerriß die Nacht. Terry schlug noch einmal auf vorstehenden Klippen auf, dann stürzte er hinunter in die dunkle, brodelnde, gischtende Tiefe.

Keuchend und schnaufend kam John Sinclair auf die Füße. Erst jetzt erkannte er, wie nahe er dem Abgrund gewesen war. Höchstens drei Schritte entfernt. Nachträglich zitterten John noch die Knie.

Er warf einen Blick nach unten.

Das Meer wurde an den Klippen gebrochen. Deutlich konnte John die Schaumkronen der Wellen sehen. Ihm wurde fast übel, wenn er daran dachte, daß er jetzt an Terrys Stelle da unten liegen könnte.

John griff nach seinen Zigaretten. Zweimal blies der Wind die Flamme des Feuerzeuges aus, dann glühte das Stäbchen auf. Langsam beruhigten sich seine zitternden Glieder. Der Geisterjäger lehnte sich an den Hubschrauber und wartete auf die vier Männer, die zum Treffpunkt bestellt waren. Vielleicht konnte er von ihnen noch einiges erfahren. Mitnehmen auf die Insel würde er sie auf keinen Fall.

***

John Sinclair war nicht nur ein As im Kampf gegen die Mächte der Finsternis, er war auch ein ausgezeichneter Pilot. Er flog den Hubschrauber mit einer Perfektion, als hätte er vorher noch nie etwas anderes getan.

Der Oberinspektor hatte mit den vier Leuten gesprochen. Fast

gleichzeitig waren sie an dem vereinbarten Treffpunkt eingetroffen. Genau fünf Minuten vor Mitternacht.

Sie hatten ihm nicht viel erzählen können. Sie wurden mißtrauisch, als John ihnen erklärte, daß er sie nicht zur Insel mitnähme. Erst als er ihnen seinen Dienstausweis zeigte, sahen sie ein, daß es besser war, wieder zurückzukehren.

Über dem Geisterjäger befand sich der unendliche Himmel, unter ihm schäumte das Meer. Er hatte zwar den Kopfhörer übergestülpt, sich jedoch nicht in den Funkverkehr eingeschaltet. Es blieb still im Äther.

John wußte, wo die Insel lag. Das hatte er noch in London aus dem letzten Bericht des toten Geheimagenten ersehen können. Und er hoffte, auch den Totenkopf zu entdecken, von dem Jerry Flint in seinem Bericht gesprochen hatte.

Der Sikorsky lag ruhig in der Luft. Zum Glück war es ziemlich windstill, so daß John nicht mit plötzlich auftauchenden Böen zu rechnen brauchte, die die Maschine in eine falsche Richtung gedrückt hätten.

Durch die Verglasung der Kanzel starrte er hinaus in die Nacht. Immer darauf fixiert, den roten Totenkopf zu entdecken.

Und plötzlich sah er den Lichtpunkt.

Rot und feurig schimmerte er über dem Meer.

Das mußte er sein!

John Sinclair spürte, wie sein Herz schneller zu klopfen begann. Er ahnte, daß er dicht vor der Lösung des Rätsels stand. Unbeirrt hielt er mit der Maschine auf den roten Fleck zu.

Plötzlich hörte er ein Knacken und Rauschen im Kopfhörer.

Dann eine Stimme.

Sie klang hart und metallisch. »Okay, Terry, ich habe Sie auf dem Radarschirm. Sie können normal anfliegen. Captain Barrel läßt das Siegeszeichen in den Himmel steigen. Alles klar bei Ihnen? Haben die Passagiere Ärger gemacht?«

John schwieg.

»He, melden Sie sich, Terry!«

Der Geisterjäger hütete sich, ein Wort zu sagen. Er wollte den Mann – sicherlich war es Basil Proctor – im unklaren lassen. Bis der wußte, was geschehen war, wollte John längst auf der Insel sein.

So hoffte er wenigstens…

Aber Proctor hatte einen Namen erwähnt, der John nicht unbekannt war. Barrel. Captain Barrel! Er hatte schon von ihm gehört. Die Zeitungen griffen das Thema jeden Sommer wieder auf, wenn Saure-Gurken-Zeit war. Sie schrieben dann von der versunkenen Cornwall Love und von einem gewaltigen Schatz, der auf dem Meeresgrund liegen sollte. Nur – gefunden hatte ihn bisher keiner.

John hatte der Geschichte nie getraut. Sollte doch etwas Wahres daran sein?

Der Oberinspektor hielt unbeirrt den Kurs.

Das Licht war größer und intensiver geworden, hatte jetzt die Form eines Kreises angenommen, der hin und her wogte und dabei ständig seine Gestalt änderte.

Und plötzlich bildete sich ein Totenschädel heraus.

Er wuchs zu einer immensen Große an und schien die Sterne am Himmel zu berühren. Weit war das Maul des Schädels aufgerissen. John konnte in den feurig roten Schlund hineinblicken, er sah auch die riesigen Augenhöhlen, und ihn überkam ein unbehagliches Gefühl.

Vor ihm war alles rot, wie in Blut getaucht.

Captain Barrels Fanal!

John Sinclair verspürte ein eisiges Rieseln auf seinem Rücken. Immer näher kam er dem häßlichen Maul. Es schien, als würde der Hubschrauber an einer Leine gezogen.

Nebel hatte sich um den Schädel herum gebildet. Eine wabernde Watte, blutrot und im Innern mit langen Schlieren versehen.

Unbeirrt flog der Hubschrauber auf den Schädel zu. Johns Hände hatten sich um die Steuerung verkrampft. Die Knöchel traten weiß hervor. Kalter Schweiß lag auf seiner Stirn.

Jetzt! Jetzt mußte er in das Maul eintauchen.

Der Sikorsky verschwand darin. Sekundenlang übergoß die blutrote Farbe den Hubschrauber, dann hatte John Sinclair den Schädel passiert.

Tief atmete er ein. Noch befand er sich über dem Meer, sah aber die Insel als gewaltigen Klotz unter sich.

John Sinclair sah auch den Betonbunker, die Festung des Basil Proctor. Auf dem Dach stand der Scheinwerfer. Die starke Lichtlanze drang in das Cockpit und blendete den Oberinspektor.

John fluchte.

Doch Sekunden später schon blieben ihm die Worte in der Kehle stecken. Das Geräusch ging ihm durch Mark und Bein.

Tack… tack… tack…

So ratterte nur eine Maschinenpistole.

Und da hörte er auch schon die Einschläge. Kugeln jaulten durch das Blech, das Glas der Kanzel bekam Spinnenmuster. Zwei Geschosse pfiffen dicht an Johns Kopf vorbei.

Der Geisterjäger duckte sich.

Die Maschinenpistole hämmerte weiter. Wenn eines der Projektile den Tank traf, dann würde John nicht einmal mehr dazu kommen, ein letztes Gebet zu sprechen.

Plötzlich sackte der schwere Sikorsky ab. Wie ein Stein stürzte er nach unten und legte sich gleichzeitig zur Seite. John verlor das

Gleichgewicht und rollte über den Boden, genau auf den Ausstieg zu. Über sich an der Wand sah er eine rotweiße Rettungsweste.

John Sinclair packte zu. Er riß die Weste an sich, als der Hubschrauber einen zweiten Schlag bekam. Er schmierte ab und drehte sich um die eigene Achse.

John Sinclair wurde hin und her geschleudert. Er kam sich vor wie in einer Zentrifuge. Er wußte nicht mehr, wo oben oder unten war. Nur im Unterbewußtsein hörte er das harte Tacken der Maschinenpistole. Glas splitterte. Der Geisterjäger rutschte der Länge nach durch den Passagierraum, versuchte verzweifelt, sich festzuhalten, und stieß hart mit dem Kopf gegen ein Eisenstück.

John hatte das Gefühl, sein Schädel stünde in Flammen. Nur nicht bewußtlos werden! schrie es in ihm. Mit Gewalt kämpfte er gegen die Ohnmacht an. Die Sekunden in dem abstürzenden Hubschrauber kamen ihm wie eine Ewigkeit vor.

Dann der Aufprall.

Wie ein Felsen klatschte die Maschine auf die Wasseroberfläche. John Sinclairs Körper wurde durchgeschüttelt. Er hatte nur noch einen Gedanken.

Du mußt hier raus!

Die schwere Maschine lag nicht still. Sie sank nicht, weil sich noch zuviel Luft innerhalb des Helicopters befand. Er wurde von den Wellen getragen. Die Wellen schaukelten ihn hin und her. Der Sikorsky war auf die Seite gekippt. Durch die zersplitterten Scheiben strömte ungehindert das Wasser ein.

John Sinclair kämpfte gegen die Zeit. Er mußte schnellstens aus diesem Stahlsarg heraus.

John hatte die Wogen der herannahenden Ohnmacht abgeschüttelt. Auf Händen und Füßen schob er sich dem Ausstieg entgegen. Das Fenster in der Einstiegstür war von den Kugeln der Maschinenpistole zersplittert. Lange spitze Scherben steckten in der Fassung.

John versuchte, die Tür aufzudrucken.

Es ging nicht. Das Schloß klemmte.

Der Geisterjäger verbiß einen Fluch. Warm rieselte es an seiner Stirn herab. Er fuhr mit dem Handrücken über die Stelle, und als er ihn zurückzog, war er blutig.

Wasser schwappte in den Hubschrauber. Er sank schon bedrohlich tiefer. John Sinclair winkelte den Arm an und schlug die Scherbenreste aus dem Fenster. Dann zog er sich durch die Öffnung ins Freie. Die Schwimmweste umklammerte er mit der anderen Hand. Kaum tauchte John mit dem Oberkörper aus dem zerstörten Fenster, als ihm eine Welle salzigen Wassers ins Gesicht schwappte.

Der Oberinspektor keuchte und spuckte. Die Woge ging über ihn hinweg und schon rollte die nächste heran.

Aber da war John schon draußen. Er rollte sich über den Hubschrauber ab und tauchte in die graue Wasserfläche ein.

Die Weste blähte sich automatisch auf, als sie mit dem Wasser in Berührung kam. John Sinclair wurde wieder an die Oberfläche getrieben. Mit hastigen Kraulstößen versuchte er, von dem Hubschrauber wegzukommen, um nicht in den lebensgefährlichen Strudel zu geraten, den die sinkende Maschine entstehen ließ.

John kraulte wie selten in seinem Leben. Die Weste war ihm dabei keine große Hilfe.

Und dann hörte er in seinem Rücken ein Schmatzen und Gurgeln. Obwohl er schon eine recht beachtliche Strecke hinter sich gebracht hatte, erfaßte ihn der Sog doch noch.

John strampelte dagegen an und schaffte es auch, dem Strudel zu entkommen.

Aber nicht dem verdammten Scheinwerfer.

Wie von Geisterhand bewegt, strich er über die Wasseroberfläche. Sekundenlang schien er sich an dem Strudel festzusaugen, dann wanderte er weiter.

Genau auf John Sinclair zu.

Der Geisterjäger versuchte zu tauchen, doch die Weste hinderte ihn daran.

Und schon wurde er unter Feuer genommen.

Tack… tack… tack…

Wie er das verdammte Geräusch haßte! Zu beiden Seiten spritzten Wasserfontänen auf. Es peitschte, wenn die Kugeln in das Wasser zischten. Gnadenlos hielt der Scheinwerfer den Geisterjäger fest. Er mußte auf einem drehbaren Gestell stehen und konnte John Sinclair so überall hin folgen.

Der Oberinspektor griff schließlich zum letzten rettenden Mittel. Er löste die Schwimmweste. Glatt rutschte sie von seinem Körper, und in der nächsten Sekunde war John Sinclair unter Wasser.

Fast senkrecht tauchte er in die Tiefe.

Es wurde rasch dunkel. Dort, wo der Scheinwerfer die Wasseroberfläche traf, schimmerte es hell. Der Geisterjäger schwamm tiefer. Die Kugeln der Maschinenpistole konnten ihn jetzt nicht mehr erreichen.

Aber ihm wurde die Luft knapp.

Er mußte unbedingt auftauchen, um neuen Sauerstoff zu tanken.

Schräg schwamm John Sinclair der Oberfläche zu. Er hatte die Augen aufgerissen und orientierte sich danach, wo er den hellen Schimmer über die Wasseroberfläche zucken sah.

John schwamm entgegengesetzt. Seine Lungen drohten zu platzen. Die letzten beiden Yards schoß er wie eine Rakete hoch. Er riß den Mund auf und schnappte gierig nach Luft.

Der Scheinwerferstrahl glitt in einiger Entfernung vorbei. John wurde noch nicht einmal von den Ausläufern gestreift.

Das Schießen hatte aufgehört. Seit der heimtückische Schütze kein Ziel mehr sah, sparte er Munition.

Aber aufgegeben hatte er noch nicht. Der helle Kegel wanderte langsam wieder in Johns Richtung.

John tauchte abermals. Er drehte unter Wasser, schwamm nicht auf das offene Meer hinaus, sondern auf die Insel zu. Wahrscheinlich würde man ihn dort am wenigsten vermuten.

Allzu lange hielt er es nicht unter Wasser aus. Er mußte wieder hoch, saugte Luft in seine malträtierten Lungen.

Jetzt war der Lichtschein schon so weit entfernt, daß John nicht mehr unter Wasser mußte. Er konnte normal schwimmen.

Die Dünung unterstützte ihn. In langen Wellen trieb sie ihn auf die kleine Insel zu. Es war nicht völlig dunkel. Der Mond gab genügend Licht, um sich orientieren zu können. John sah die Insel wie einen dunklen Streifen. Er konnte auch die Umrisse des Bunkers erkennen, nur den Kerl auf dem Dach sah er nicht.

John geriet in die Nähe der Brandung. Rücklaufende Wellen trieben ihn immer wieder in die alte Position.

John mußte dagegen ankämpfen. Seine Schwimmbewegungen wurden kräftiger.

Er kraulte jetzt und bemühte sich, so wenig Wasser wie möglich zu schlucken. Seine nassen Kleider ließen seine Bewegungen schwerfällig werden.

Klippen tauchten auf.

Wie Buckel ragten sie aus der Wasseroberfläche. John mußte höllisch achtgeben, daß er sich an dem scharfen Gestein nicht die Haut aufriß. Und plötzlich hörte er Stimmen!

Unwillkürlich hielt John Sinclair mit den Schwimmbewegungen ein. Er ließ sich treiben und lauschte.

Bis auf das Rauschen der Brandung war nichts zu hören.

John glaubte schon an eine Halluzination und wollte weiterschwimmen, als er die Stimmen abermals vernahm.

»Los, holt ihn an Bord!«

»Ja, er ist mit diesem fliegenden Vogel gekommen!«

»Alle Mann an die Ruder!«

Ich glaube, ich spinne, dachte der Geisterjäger. Er hörte Männer sprechen, sah aber niemanden. Langsam wurde es ihm doch mulmig zumute. John schwamm schneller. Er versuchte, möglichst rasch auf die Insel zu kommen.

Wieder packten ihn die ersten Ausläufer der Brandung und schleuderten ihn ein Stück zurück.

»Rudert schneller, ihr lahmen Krähen!«

Der Geisterjäger vernahm die Stimmen dicht hinter sich. Er hörte auch, wie Ruder ins Wasser getaucht wurden.

Dann ein rauhes Lachen. »Ja, gleich haben wir ihn, den Bastard!« Wieder hastige Ruderschläge. »Mehr backbord! Schlagt ihm jetzt noch nicht den Schädel ein.«

John wurde es unheimlich. Die Männer waren da, das hörte er genau.

Und blitzartig erinnerte er sich an Captain Barrel und das gesunkene Schiff.

Waren vielleicht die Geister der Schiffsbesatzung hinter ihm her?

Es gab für ihn keine andere Erklärung.

Plötzlich spürte er einen harten Schlag am Rücken. Unwillkürlich schrie er auf. Wasser drang in seinen Mund. Er mußte husten. Eine nicht sichtbare Enterstange hatte sich in der Kleidung des Geisterjägers verhakt.

»Holt ihn an Bord!«

Es war ein unheimliches Bild, als John, von unsichtbaren Händen gezogen, an Bord gehievt wurde. Er spürte schwielige Fäuste, und dann warf man ihn hart auf die Planken des Bootes.

So hatte sich der Oberinspektor seinen Einsatz nicht vorgestellt.

Er war Gefangener der Geisterpiraten…

***

Mit beiden Händen hielt Ali den Scheinwerfer umklammert. Dann drehte er an der Kurbel, und der breite Strahl glitt über die endlos scheinende Wasserfläche.

Nichts.

Der Kerl, der den Hubschrauber geflogen hatte, war verschwunden. Ali zog eine Grimasse. Einen Fluch ausstoßen konnte er nicht, denn er war stumm.

Neben dem Scheinwerfer stand die Maschinenpistole. Sie war an einem drehbaren Gestell befestigt, und zwar so, daß die Waffe einen guten Streuwinkel besaß. Trotzdem hatte Ali den Geisterjäger nicht erwischt. Und das ärgerte ihn.

Der Befehl, den Hubschrauber abzuschießen, war von Basil Proctor gekommen. Der Pilot hatte auf die Anrufe nicht mit dem entsprechenden Codewort reagiert. Proctor war mißtrauisch wie ein alter Wolf. Ehe er ein Risiko einging, schoß er lieber. Und auf Ali war in solchen Sachen immer hundertprozentig Verlaß.

Doch diesmal hatte er Pech gehabt.

Minutenlang noch suchte er die Oberfläche der weiten Wasserwüste ab. Ohne Erfolg. Der Fremde blieb verschwunden. Dafür sah Ali die Schwimmweste auf den Wellen schaukeln.

Ali grinste. Sofort kam ihm der Verdacht, daß der Pilot ertrunken

sein konnte. Vielleicht hatte ihn doch eine Kugel erwischt, und Ali hatte es gar nicht bemerkt.

Er schaltete den Scheinwerfer aus. Aus dem Einstieg zum Bunker drang die Stimme des Millionärs.

»Ali! Komm runter!«

Der Araber gehorchte. Leichtfüßig huschte er über die Stufen.

Basil Proctor wartete unten in seinem Rollstuhl. Sein Blick verhieß nichts Gutes. Proctor hatte die Hände um die Lehnen des Sessels verkrallt. Das Licht an der Decke ließ seinen kahlen Schädel glänzen.

Proctor schien an Alis Gesicht abzulesen, daß etwas nicht stimmte. »Du hast ihn nicht erwischt?« fragte er böse.

Ali schüttelte den Kopf.

Proctors ohnehin schon häßliches Gesicht verzog sich noch widerlicher. Seine rechte Hand fuhr unter die Decke, die über seinen Beinen lag, und kam mit einer kurzstieligen Peitsche hervor.

In Alis Augen flackerte Angst.

Basil Proctor grinste gemein. Die Peitsche hatte zwar einen kurzen Griff, aber eine mehr als zwei Yards lange Lederschnur. Sie war am Ende mit kleinen Eisenkügelchen gefüllt.

Proctor beherrschte die Peitsche meisterhaft.

Aus dem Handgelenk schlug er zu.

Der Araber blieb stehen wie ein Denkmal. Zehn Schläge nahm er mit unbewegtem Gesicht hin, dann hörte Proctor auf.

»Beim nächstenmal triffst du besser!« zischte er. Das Marterinstrument verschwand wieder unter der Decke.

Ali wankte. Seine Kleidung war zerfetzt. Oberkörper und Gesicht waren gleich schwer gezeichnet. Dicke Bluttropfen vereinigten sich zu kleinen Bächen, die seinen Körper hinunterrannen.

»Verschwinde!« befahl Proctor.

Ali schlich aus dem Raum. Dabei mußte er sich an der Wand abstützen. Er wäre sonst gefallen.

Basil Proctor drehte den Stuhl. Er schaltete den Motor ein und verließ den Raum durch die offene Stahlschiebetür.

Proctor war innerlich aufgewühlt. Er spürte, daß seine Chancen sanken. Daß Rick Terry nicht den Hubschrauber geflogen hatte, war das erste Anzeichen gewesen. Terry mußte von dem fremden Piloten überwältigt worden sein. Aber wer war dieser unbekannte Pilot? Und aus welchem Grund hatte er die Insel angeflogen?

War er ein Polizist? War man ihm, Proctor, schon auf der Spur? Auf einmal hoffte der Millionär, daß der Unbekannte den Anschlag überlebt hatte. Proctor wollte gern vor dessen Tod noch mit ihm reden.

Er fuhr einen schmalen Gang entlang, hielt vor einer Stahltür, betätigte die Fernsteuerung und wartete, bis die Tür langsam nach

innen aufgeschwungen war.

Noch ein Problem lag Basil Proctor schwer im Magen.

Es ging um die Mannschaft!

Sie sollte in dieser Nacht komplett sein, doch das war jetzt nicht mehr möglich. Der Unbekannte hatte allein in dem Hubschrauber gesessen. Wie würde Captain Barrel reagieren? Würde er sich noch einmal auf einen späteren Zeitpunkt vertrösten lassen, oder würde er den Kontakt mit Basil Proctor einfach abbrechen?

Das wäre schlimm, denn dann müßte Proctor sein Leben lang als Kretin herumlaufen – falls die Geisterpiraten ihn nicht vorher töteten.

Mit diesen düsteren Zukunftsaussichten rollte Proctor in sein Privatzimmer.

Hinter ihm schwang die Tür wieder zu.

Der Raum war eine Mischung aus elektronischer Werkstatt und Wohnzimmer. In der einen Hälfte standen die Konsolen mit den eingebauten Monitoren. Ein großes Pult mit unzähligen Knöpfen und Schaltern bildete das Herz des Bunkers. Von hier aus konnte Proctor schalten und walten. Er ließ Türen auf- und zuklappen, und er konnte alles überwachen.

Auch den Luftraum.

Dafür sorgte ein Radargerät, das ebenfalls auf der Insel installiert war. Ja, alles wäre in bester Ordnung gewesen, wenn es diesen fremden Piloten nicht gäbe…

***

Der Geisterjäger spürte die Planken unter seinem Rücken und sah sie nicht.

Er vernahm die Stimmen der Männer und konnte keinen erkennen.

Er lag mitten auf dem Wasser, doch die Wellen berührten ihn nicht.

Es war paradox, unmöglich, unheimlich.

Und trotzdem Realität.

John Sinclair befand sich in der Hand von Unsichtbaren. Sie unterhielten sich über ihn.

»Er würde in die Mannschaft passen«, meinte einer.

»Ja, er ist groß und kräftig.«

»Ich bin gespannt, was Captain Barrel dazu sagt.«

Captain Barrel! Jetzt war John Sinclair sicher, daß er sich tatsächlich in den Händen dieses Piratenkapitäns befand. Verzweifelt versuchte er, sich an die Geschichte zu erinnern. Barrel war mit irgendeiner wertvollen Ladung, die für das englische Königshaus bestimmt war, aus Indien gekommen. Vor der Küste war sein Schiff in einen mörderischen Sturm geraten. Die Cornwall Love, die dem Atlantik und dem Pazifik getrotzt hatte, war in der Verlängerung des Kanals gesunken. Es war kaum zu fassen. Man hatte damals von

übernatürlichen Kräften gemunkelt, denn von Mannschaft und Schiff war nie etwas gefunden worden. Als ob die Hölle das Schiff verschluckt hätte.

Die Mannschaft war zwar ertrunken, aber sie hatte nicht die ewige Ruhe gefunden. Die Männer existierten in einem Schattenreich, in einer Welt zwischen dem Diesseits und dem Jenseits. Sie waren verflucht, und wenn nicht jemand den Fluch brach, würden sie bis ans Ende aller Zeiten über die Meere geistern müssen.

So ungefähr folgerte John Sinclair. Er ahnte nicht, wie nahe er der Wahrheit damit kam.

Das Boot begann zu schwanken. Dann hörte John harte Schritte. Und einen Befehl.

»Legt euch in die Ruder, ihr lahmen Krücken! Oder meine Peitsche wird euch die Arme schneller machen. Wir wollen den Captain nicht warten lassen.«

Das Boot nahm mehr Fahrt auf.

Eine harte unsichtbare Hand packte John Sinclair und hob ihn hoch. John hing in der Luft. Er wollte die Hand zur Seite schlagen, doch er fühlte keinen Widerstand.

Der Kerl lachte.

Es klang schaurig, triumphierend und gemein. John Sinclair, dessen Kleidung naß am Körper klebte, geriet in Panik. Diese Geisterpiraten konnten ihn töten, ohne daß er davon etwas merkte. Jemand konnte vor ihm stehen und ihm ein Schwert oder einen Degen in die Brust rammen.

Ein erschreckender Gedanke.

Die Wellen klatschten gegen die unsichtbare Bordwand. Spritzwasser traf den Geisterjäger. Salzig biß es ihm in die Augen. Er wischte das Wasser weg.

Der Kerl, der ihn gepackt hatte, lachte. »Ich bin Howard, der Steuermann!« rief er mit Stentorstimme. »Merk dir den Namen gut, du Wurm. Wahrscheinlich werde ich dir demnächst die Befehle geben, und ich würde dir raten, dich nicht zu widersetzen.«

Er schüttelte den Oberinspektor wie eine Puppe. Dann ließ er ihn fallen.

Hart schlug John Sinclair auf die unsichtbaren Planken.

Er hatte in seiner Laufbahn schon vieles erlebt. Er hatte gegen Vampire, Werwölfe, Monster und Dämonen gekämpft. Auch schon einmal gegen Unsichtbare. Aber der Fall war kein Vergleich gewesen zu dem, was er jetzt erlebte.

John war völlig wehrlos. Er war den unsichtbaren Horror-Gestalten auf Gedeih und Verderben ausgeliefert. Sie waren nicht angreifbar.

Dann schrie eine Stimme. »Cornwall Love, ahoi…!«

»Mehr backbord!« brüllte Howard. »Los, ihr Mistkäfer, haltet den

Kurs, zum Henker!«
Das Beiboot drehte sich.
John Sinclair starrte in die Nacht hinaus. Wie eine gelbe Kugel hing der Mond am Himmel. Obwohl die Cornwall Love dicht vor ihnen sein mußte, sah John nur Wasser.
Die Geisterpiraten waren jetzt mit dem Anlegemanöver beschäftigt. John Sinclair riskierte es und setzte sich aufrecht. Niemand kümmerte sich darum.
Und dann tauchte buchstäblich aus dem Nichts vor der unsichtbaren Barkasse eine Nebelwand auf. Sie schien aus dem Wasser zu steigen. Strudel wirbelten, Dämpfe formten sich zu kreiselnden schlierenartigen Gebilden, die grauweiß über der Wasseroberfläche waberten.
John Sinclair erkannte die Umrisse eines Schiffes.
Es war eine Fregatte mit stolzen Masten und gerafften Segeln. Die Leinwand knatterte im Wind, aber seltsamerweise machte das Schiff keine Fahrt. Es schwebte dicht über der Wasseroberfläche. Am Bug des Schiffes hatten sich Gestalten versammelt, wild aussehende Gesellen in farbenprächtiger Kleidung und bis an die Zähne bewaffnet. Ein Mann fiel John besonders auf.
Er trug eine blaue Uniform und hohe Stiefel, in die er die Hosenbeine gesteckt hatte. Die Schöße der Jacke waren umgeschlagen. John sah das helle Innenfutter. Der Uniformierte trug einen Dreispitz auf dem Kopf. Um die Hüfte hatte er einen prächtigen Gürtel geschlungen, an dessen rechter Seite ein Degen in einer ledernen Scheide baumelte. Der Mann trug lange Stulpenhandschuhe. Er hatte beide Hände auf die hölzerne Reling gestützt und sah der ankommenden Barkasse abwartend entgegen.
Auch sie war jetzt sichtbar geworden.
John sah sich von furchteinflößenden Gestalten umringt. Dieser Howard war ein Mann wie ein Kleiderschrank mit bärtigem Gesicht und nur einem Ohr. Die schwarzen Augen lagen tief in den Höhlen. Wenn er lachte, zeigte er blitzweiße Zähne.
Dann sah John einen Einäugigen. Er trug sein Krummschwert an der rechten Seite und ließ keinen Blick von John Sinclair. Er freute sich wohl schon auf einen neuen Delinquenten.
Die Ruderer setzten sich aus allen möglichen Rassen zusammen. John sah Mulatten, Neger, Chinesen und blondhaarige Nordländer.
Aber etwas hatten alle gemeinsam. Sowohl die Piraten auf der Cornwall Love als auch die auf der Barkasse.
Ihre Gesichter waren unnatürlich bleich. Der Oberinspektor vermeinte, die Knochen durch die Haut schimmern zu sehen.
Das Beiboot tauchte jetzt in die Nebelwand ein und glitt längsseits an die Cornwall Love. Die Ruder wurden eingeholt, Taue flogen zur

Barkasse hinunter.
Ein Fußtritt brachte John Sinclair auf die Beine. Als der Kerl ein zweitesmal zutreten wollte, packte John Sinclair das Gelenk und drehte es herum.
Er fühlte die Kälte, die von der Haut ausging. Wie bei einem Toten.
Der Pirat schrie auf, drehte sich um die eigene Achse und verschwand über Bord.
Und dann geschah etwas Schreckliches.
Urplötzlich fing das Wasser an zu brodeln. Es warf Blasen und gischtete auf wie ein Geysir. Der Pirat, der über Bord gegangen war, schlug mit Händen und Füßen um sich. Er wollte sich wieder an Bord ziehen, doch es gelang ihm nicht. Zwei Totenhände krallten sich an der Bordwand fest, ein Schrei, dann rutschten auch die Hände ab.
Zurück blieb – ein Skelett!
Wie ein Stück Papier schwamm es auf dem Wasser.
Wie erstarrt hatten die anderen Piraten den Tod ihres Kumpanen mit angesehen. John Sinclair wurde blitzartig klar, daß Wasser für die Piraten, wenn sie sich wieder materialisiert hatten, tödlich war. Wenn John also über Bord hechtete, dann konnte ihm niemand schwimmend folgen.
Er riskierte es.
Der Geisterjäger sprang vor, doch wie es der Teufel wollte, er übersah eine Sitzbank und stolperte. John fiel hin, konnte sich zwar noch abrollen, aber nicht vermeiden, daß sich die Meute auf ihn stürzte. Die Piraten waren jetzt aus ihrer Erstarrung erwacht.
Der einäugige Kerl flog als erster auf ihn zu. Wild schwang er die Machete. Er hätte John mit einem einzigen Schlag halbiert. Doch der Geisterjäger zog die Beine an, traf die Brust des Piraten und katapultierte den Kerl über sich hinweg.
Schreiend fiel er ins Wasser, wo er keine Chance mehr hatte, dem Zerfall zu entgehen.
Schon bald schwamm ein zweites Skelett auf der Oberfläche.
Aber das bekam John nicht mit.
Die Übermacht war zu groß. Plötzlich legte sich eine lederne Schlinge um seinen Hals, die gnadenlos zugezogen wurde. Der Oberinspektor bäumte sich auf. Der Lederriemen schnürte ihm die Luft ab. Die Kerle hätten ihn eiskalt erwürgt, wenn der Captain nicht dazwischengefahren wäre.
»Haltet ein!« donnerte er. »Ich will den Mann lebend haben!«
Die Piraten gehorchten. Langsam lockerten sie die Schlinge. John Sinclair bekam wieder besser Luft. Dann legten die Piraten zwei Schlingen um seine Schultern. Mit einer primitiven Winde hievten sie ihn an Bord.
Dann stand er vor Captain Barrel, der sagenumwobenen Gestalt, die

vor zwei Jahrhunderten gestorben war – jedenfalls hatte John das bis heute geglaubt.

Auch die Haut des Captains war seltsam durchsichtig. John sah die Knochen schimmern, Modergeruch umwehte ihn.

Zwei Piraten hielten John Sinclair an beiden Armen fest. Wieder spürte er die Kälte, die von diesen Wesen ausging. Nein, sie waren keine Menschen mehr, sondern Geschöpfe der Finsternis, die durch einen unglücklichen Umstand zu neuem teuflischem Leben verdammt waren.

»Ich bin Captain Barrel!« stellte sich der Mann in der blauen Uniform vor.

»Ich weiß«, erwiderte John.

Er und der Captain standen sich unter dem großen Topsegel gegenüber. Über einen Niedergang ging es in den Bauch des Schiffes. Auf einem Podest stand das riesige hölzerne Steuerrad, das von zwei Männern gehalten werden mußte.

»Du kennst mich?« fragte der Captain.

Er hatte eine laute befehlsgewohnte Stimme. Seine Lippen waren kaum zu erkennen. Sie waren noch bleicher als die Haut, und John wußte, daß der Captain und die übrigen Männer völlig blutleer waren.

»Du hast zwei meiner Männer getötet«, sagte der Captain, »und deshalb wirst du sterben!«

»Ich hatte keine andere Wahl!« Johns Gestalt straffte sich. »Ich mußte mich meiner Haut wehren!«

Der Captain schlug mit der Faust in seine flache Hand. »Niemand wehrt sich gegen mich und meine Mannschaft! Und niemand stellt sich gegen mich! Wer es dennoch tut, wird geköpft oder aufgehängt! Diese Nacht war vom Schicksal ausersehen, uns wieder unsere normale Gestalt zurückzugeben. Vier Leute fehlten noch, dann wäre unsere Mannschaft komplett gewesen. Wir hätten ihnen das Leben ausgesaugt, auch das der beiden Frauen. Dann wäre der Fluch des Maharadschas getilgt worden, und wir wären wieder frei gewesen. Aber du, du hast alles verhindert! Und dafür wirst du sterben. Nun müssen wir wieder sieben Jahre, sieben lange Jahre warten, bis der nächste schicksalshafte Tag anbricht. Und ob wir dann jemanden finden, der uns hilft, das weiß niemand. Bisher war es Basil Proctor. Er hat die Insel gekauft und sich einen Bunker gebaut. Wir hatten einen Handel vereinbart. Er hätte den Dämonenschatz und sein früheres Aussehen zurückbekommen, wir unsere Seelen, aber jetzt ist es vorbei. Er wird sich schrecklich an dir rächen wollen, doch diese Rache lasse ich mir nicht nehmen. Ich werde dich töten! An den Mast mit ihm!«

Der Captain hatte die Worte kaum ausgesprochen, da stürzten sich die Gestalten auf den Geisterjäger.

John Sinclair wehrte sich verbissen. Die ersten beiden Angreifer schmetterte er mit zwei brettharten Karateschlägen zu Boden. Doch die Geisterpiraten empfanden keinen Schmerz. Sie kamen sofort wieder auf die Beine.

Ein blondhaariger Hüne schlug mit einem Enterhaken nach John. Mit der rechten Hand wehrte der Geisterjäger den Schlag ab. Gleichzeitig fegte sein linker Fuß in den Leib des Geisterpiraten.

Der Blondhaarige wurde zurückgeschleudert. Dann zog jemand John Sinclair hinterrücks das Standbein weg. Und damit war für John der Kampf aus.

Unter Triumphgeschrei wurde er zum Mast geschleppt. Hart rissen sie ihm die Arme auf den Rücken, drehten sie um den Mast herum und banden ihm hinten die Handgelenke zusammen.

Captain Barrel stand nicht weit entfernt. Er hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt und sah seiner Mannschaft zu. John Sinclair schleuderte er haßtriefende Blicke zu.

Der Geisterjäger stand etwas erhöht. Er konnte über die Piraten hinwegblicken. Das Schiff war noch immer von einer Nebelwand umhüllt. Die grauweiße Masse pulsierte und bewegte sich. Manchmal zogen lange Schlieren über das Deck.

Als John noch auf der Barkasse war, hatte er zwar in den Nebel hineinsehen können, jetzt aber konnte er nicht hindurchblicken. Er wußte nicht, was sich hinter der geheimnisvollen Wand abspielte.

Die Piraten hatten einen Halbkreis um ihren Gefangenen gebildet. Jemand trug eine Fahne herbei. Auf weißem Untergrund war ein schwarzer Totenkopf gemalt. Der schnurrbärtige Pirat schwenkte die Fahne hin und her. Dabei schrie er: »Rache! Rache!«

Captain Barrel war zufrieden. Laut brüllte er einen Befehl über das Deck des Schiffes. »Holt den Henker!«

Und der Henker kam!

Als John den Kerl sah, lief ein Schauer über seinen Rücken. Der Henker sah zum Fürchten aus.

Er war kahlköpfig, und sein Oberkörper war nackt. Er trug eine enge Hose und hielt mit beiden Fäusten den Griff einer Machete umklammert. Auf seiner Brust wuchs ein dichter Haarpelz. Er hatte die Zähne zu einem häßlichen Grinsen gefletscht. In seinen Augen funkelte Mordlust.

»Das ist Ramon!« stellte Captain Barrel den Henker vor. »Er wird dich in zwei Stücke spalten!« Der Captain lachte gräßlich, und Ramon stimmte in das wilde Gelächter mit ein. »Aber noch ist es nicht soweit«, rief Captain Barrel gellend. »Erst werden die anderen geholt. Keiner unserer Gefangenen soll überleben. Wir werden das Blutfest der Piraten feiern.« Sein rechter Arm schnellte vor. »Das ist die Rache für dein Erscheinen hier. Du allein bist schuld, daß die Menschen sterben

müssen. Aber sie werden deinen Tod miterleben, und in sieben Jahren wird es mir gelingen, den unseligen Fluch zu löschen!«

Captain Barrel wandte sich um. Er blickte seine Männer an und las in ihren Gesichtern die Bereitschaft, ihm überall hin zu folgen. »Los, schafft mir die anderen Jammerlappen her! Aber beeilt euch. Im Morgengrauen muß alles erledigt sein!«

Schreiend und johlend sprang ein halbes Dutzend Piraten über die Reling. An Tauen ließen sie sich zu der wartenden Barkasse hinab.

John Sinclair aber hing gefesselt am Mast des Geisterschiffes. Selten hatte es so wenig Hoffnung für ihn gegeben.

Diesmal war sein Tod wohl endgültig…

***

Als Basil Proctor die Nebelwand sah, wußte er, daß alles vorbei war. Nie hätte sich das Schiff schon so früh materialisieren dürfen. Der Vorgang hätte erst eintreten müssen, wenn die zweite Mannschaft völlig komplett war – oder wenn etwas Unvorhergesehenes eintrat.

Wie jetzt, zum Beispiel.

Der Millionär starrte durch das Sichtfenster des Bunkers. Er konnte den Nebelstreifen erkennen, zum Teil sogar durch ihn hindurchsehen, und er erkannte schattenhaft die Gestalten auf dem Deck des Schiffes. Er sah auch, wie John Sinclair an Bord gehievt wurde und bekam Johns Kampf mit den Piraten mit. Dann wurde der blondhaarige Fremde an einen Mast gefesselt.

Wenig später löste sich die Barkasse vom Schiff. Die Ruderer legten sich in die Riemen. Hart kämpften sie gegen die zurücklaufende Brandung an.

Basil Proctor wollte sie empfangen. Mit dem Rollstuhl fuhr er durch die Gänge. Dabei rief er immer wieder nach Ali, doch von dem Araber war nichts zu sehen.

Das steigerte die Wut des Millionärs.

Lautlos rollte der Stuhl durch die Gänge. Wie ein Gnom hockte Proctor auf dem Sitz. Sein Gesicht war haßverzerrt. Hin und wieder brabbelte er unverständliches Zeug.

Vor dem Ausgangstor stoppte er.

Wie die Einfahrt einer großen Garage, so schwang das Tor hoch. Proctor blieb mit seinem Rollstuhl im Eingang stehen, um die Abordnung zu erwarten.

Das Boot wurde von der Dünung in die Bucht getragen und auf den kleinen Strand geschoben.

Die Männer sprangen von Bord. Vier Piraten zogen das Boot ganz auf den Strand. Dabei achteten sie darauf, nicht mit dem Seewasser in Berührung zu kommen.

Einer der Piraten war jedoch zu nachlässig. Plötzlich zuckte er

zusammen und begann zu schreien. Eine Welle war über seinen Fuß geschwappt. Im Nu hatte das Wasser das Fleisch gelöst. Der blanke Knochen schimmerte. Der Pirat starrte darauf, als wäre es das schrecklichste Übel überhaupt. Und das war es in der Tat.

Der Knochenfraß breitete sich aus. Schon in der nächsten Minute hatte er das Schienbein erfaßt. Der Pirat schrie in blinder Todesangst.

Da griffen die anderen ein. Ehe der Pirat sich versah, hatten seine Kumpane ihn gepackt, hochgehoben und in das Meer geworfen.

Schreiend versank er in den Wellen. Nur wenig später wurde sein Skelett ans Ufer gespült. Zwischen zwei schmalen Felsen blieb es hängen. Eine makabre Mahnung für die Nachwelt.

Basil Proctor hatte der Szene mit unbewegtem Gesicht zugesehen. Er zuckte auch mit keiner Wimper, als jetzt die übrigen fünf Männer auf ihn zukamen.

Howard, der Steuermann, war ihr Anführer.

Dicht vor dem Millionär blieb er stehen. »Es ist aus!« schrie er Basil Proctor ins Gesicht. »Wir bekommen die Mannschaft nicht zusammen. Du hast versagt!«

Proctor hob abwehrend die gekrümmten Finger. »Nein!« heulte er, »ich habe…«

»Halt den Mund!«

Howard schlug mit der flachen Hand in das häßliche Gesicht des Millionärs. Der Schlag war so hart, daß Proctor mit seinem Rollstuhl beinahe umgekippt wäre. Er konnte sich im letzten Augenblick noch fangen.

Howard lachte. »Das war nur ein Vorgeschmack von dem, was dir noch zusteht. Und jetzt bring uns zu den Gefangenen. Los, beeil dich!«

Proctor drehte den Rollstuhl. Dann glitt er wieder in das Innere des Gebäudes hinein.

Die Männer folgten ihm.

Howard ging an der Spitze.

Die Piraten hatten ihre Waffen gezogen. Die Säbel und Degen blinkten im kalten Licht der Leuchtstoffröhren. Stiefelabsätze knallten auf den Betonboden, so daß es sich anhörte, als würde geschossen.

Die fünf Männer waren wild aussehende Gestalten. Zwei von ihnen hatten knallrote Kopftücher um ihre Schädel geschlungen. Ein anderer trug einen goldenen Ring im linken Ohrläppchen. Außerdem steckten vier Messer in seinem Gürtel.

Vor einem Fahrstuhl blieben sie stehen. Der Lift lag in einer schmalen Nische. Eine Knopftafel leuchtete auf, als der Fahrstuhl nach oben schoß.

Niemand der Männer sah Ali, den Araber. Er peilte hinter einer Gangecke hervor, und ein teuflisches Grinsen umspielte seine strichdünnen Lippen.

Der Fahrstuhl öffnete sich.
Die Kabine war groß genug, um alle aufzunehmen.
Sanft schlossen sich die beiden Hälften der Tür. Dann zischte der Lift in die Tiefe.
Unten befand sich wieder ein Gang. Er endete vor einer Tür, hinter der das Gewölbe der Gefangenen lag.
Per Fernsteuerung schwang die Tür zur Seite.
Dann betraten die Unheimlichen das felsige Gefängnis, in dem die Menschen wie eingeschüchterte Tiere hockten und dumpf und apathisch vor sich hinstarrten. Sie hatten nach Adam Prestons Tod sämtliche Hoffnungen aufgegeben.
Jemand hatte den Mut gefaßt und den Kopf des Toten beiseite geschafft. Niemand mehr sollte in die gebrochenen Augen starren.
Die fünf Geisterpiraten verteilten sich rasch in dem Gewölbe. Sie bauten sich so auf, daß sie jeden Gefangenen im Auge behalten konnten.
Basil Proctor blieb mit dem Rollstuhl an der Tür. Ihm war gar nicht wohl in seiner Haut. Die Wange brannte von dem Schlag, und der Schweiß strömte ihm aus allen Poren.
Howard übernahm das Kommando. »Los, hoch mit euch!« herrschte er die Gefangenen an.
Keine Reaktion.
Mit ängstlichen Blicken starrten die Menschen auf die bleichen Geisterpiraten.
In Howard stieg der Zorn hoch. Er war es gewohnt, daß man seine Befehle sofort befolgte. So etwas war ihm noch nie vorgekommen. Mit einer wütenden Gebärde riß er den Degen aus der Scheide. Die Klinge wischte durch die Luft und fuhr auf Cliff Kelland zu.
Mrs. Kelland schrie.
Ihr Schrei mischte sich mit dem klatschenden Geräusch, das entstand, als die flache Seite des Degens auf Cliff Kellands Wange traf.
Kelland zuckte zusammen. Seine Haut war ein wenig aufgeplatzt. Ein paar Blutstropfen quollen aus der Wunde. Sie sahen auf der hellen Haut aus wie dunkelrote Perlen.
Howard drehte sich im Kreis und schwang dabei seine Waffe. »Noch jemand?« fragte er höhnisch.
Niemand antwortete.
Der Steuermann lachte.
»Los, du als erste!« schrie er und zog Linda Grey an den Haaren hoch. Die junge Frau stöhnte.
Nathan Grey stand auf und wollte ihr zu Hilfe eilen, doch einer der Piraten stellte sich ihm in den Weg. Die Spitze seines Messers zeigte genau auf Greys Brust.
Schreckensbleich wankte der Mann zurück.

Howard hatte Linda Grey losgelassen. Sie und der Weißhaarige machten den Anfang und stolperten zur Tür. Als der Mann mit den weißen Haaren Basil Proctor passierte, zischte er ihm seinen Haß ins Gesicht. »Man sollte Sie vierteilen, Sie Schwein. Schließlich waren Sie es, der uns die Sache eingebrockt hat.«

Der Mann im Rollstuhl gab keine Antwort.

Ihn interessierte ohnehin nur seine eigene miese Situation.

Eine traurige Prozession bewegte sich durch den Gang auf den Lift zu. Die Frauen und Männer schleppten sich schlurfend, die Schultern gebeugt, ihrem Ungewissen Schicksal entgegen.

In zwei Partien mußten sie hochfahren. Der Aufzug faßte nicht so viele Personen. Zwei Piraten blieben jeweils oben als Wache zurück. Zuletzt fuhr Basil Proctor. Zusammen mit Howard. Als sie den Fahrstuhl wieder verließen, blutete der Millionär im Gesicht, und das bleiche Gesicht des Steuermannes hatte sich zu einem häßlichen Grinsen verzogen.

Dann gelangten sie ins Freie.

Zum erstenmal seit langem waren die Gefangenen wieder an der frischen Luft. Tief sogen sie den Sauerstoff in ihre Lungen. Dicht vor dem Ufer sahen sie das Geisterschiff durch die über dem Wasser hängende Nebelwand schimmern.

»Das ist unser Ziel«, erklärte Howard und lachte grell.

Die Geisterpiraten trieben ihre Gefangenen zu der kleinen Bucht. Das Beiboot war groß genug, um alle aufnehmen zu können. Eng aneinandergepfercht saßen sie auf den Sitzbänken.

Die Männer mußten rudern.

Die scharfen Kommandos des Steuermanns gaben den Takt an. Und so fuhren die Menschen ihrem Tod entgegen…

***

Es gab einen, der die Abfahrt des Beibootes aus sicherer Deckung beobachtet hatte.

Ali, der Araber.

Er hatte sich von den Peitschenhieben einigermaßen erholt, doch in seinem Herzen tobte der Haß. Die Maschinenpistole hielt er in seinen Händen. Hin und wieder streichelten die Finger den Lauf.

Diese Demütigung würde ihm Basil Proctor büßen. Er hatte ihn nicht umsonst geschlagen. Ali war fest entschlossen, den Millionär umzubringen. Schon ein paarmal hatte er ihn vor der Mündung gehabt. Aber dann war ihm immer wieder einer der Piraten in die Schußlinie gelaufen, und Ali wußte sehr genau, daß sie mit normalen Kugeln nicht umzubringen waren. Er hätte diese lebenden Toten nur unnötig auf sich aufmerksam gemacht. Nein, Ali hatte einen anderen Plan.

Er wollte ebenfalls auf das Schiff. Er würde an einem der Taue hochklettern und seinen Boß mit einer Garbe aus der MP umlegen. Dann hatte er vor, blitzschnell wieder zu verschwinden. Und das erschien ihm vom Schiff aus günstig.

Er hatte gesehen, wie der Pirat mit dem Seewasser in Berührung gekommen war und sich aufgelöst hatte. Das war für Ali der Beweis, daß die Piraten ihn im Wasser nicht verfolgen konnten. Er würde bis zu dem Motorboot gelangen, das der Fremde zurückgelassen hatte.

So rasch er konnte, lief der Araber auf den schmalen Strand zu.

Er bedachte das zwischen den Felsen hängende Skelett mit keinem Blick, sondern turnte sofort auf das Motorboot. Ali wußte, daß diese Motorboote kleine Rettungsschlauchboote an Bord hatten. Er fand ein gelbes Schlauchboot, das sich automatisch aufblies, sobald es mit dem Wasser in Berührung kam Ein Paddel war ebenfalls vorhanden.

Der Araber hängte sich die Maschinenpistole um den Hals und ließ sich in das Schlauchboot gleiten.

Dann stach er das Paddel ins Wasser…

***

Eine hohe Welle trug das Beiboot mit seiner menschlichen Fracht dicht an die Bordwand der Cornwall Love. Geschickt schnappte Howard eines der Taue, zog es durch eine Öse am Bug der Barkasse und machte das Schiff so fest.

Strickleitern hingen bereit. Sie klatschten rhythmisch gegen die Bordwand des Seglers.

Die anderen Piraten trieben die Menschen hoch. Es war für sie gar nicht so einfach, die Balance zu halten. Besonders die Frauen hatten Schwierigkeiten. Sie waren es auch, die als erste die Strickleitern hochklettern mußten.

Linda Grey wäre fast gestürzt. Im letzten Moment konnte sie sich noch festklammern. Sie weinte. Dann spürte sie eiskalte Hände an ihrer Hüfte und hörte ein rauhes Lachen. »Daran wirst du dich gewöhnen müssen, Täubchen. Vielleicht behalten wir dich sogar.«

Linda schluckte und kletterte weiter.

Mrs. Kelland folgte ihr. Sie zitterte am gesamten Körper und befand sich am Rand eines Nervenzusammenbruchs. Auch ihr mußte geholfen werden, damit sie die ersten Sprossen der Strickleiter überwinden konnte.

Die Männer folgten.

Der Weißhaarige hatte wieder die Spitze übernommen. Schweigend kletterte er an der Bordwand hoch. Die anderen Menschen stiegen hinter ihm die schwankende Strickleiter empor. Da sie sehr geschwächt waren, bedeutete dies eine gewaltige Anstrengung. Ein Mann schaffte es nicht. Er rutschte ab und fiel. Er landete in dem

Beiboot, prellte sich die rechte Schulter, blieb stöhnend und mit schmerzverzerrtem Gesicht liegen, doch seine Peiniger kannten kein Pardon.

Sie trieben ihn wieder hoch.

Der Mann kletterte erneut über die Strickleiter nach oben. Am Ende seiner Kräfte, ließ er sich über die Reling fallen.

An Bord des Schiffes nahm Captain Barrel die Menschen in Empfang. Er stand dort als Despot, als unumschränkter Herrscher. Seine rechte Hand lag auf dem Griff des Degens, und die linke war in die Hüfte gestützt. Wie ein Admiral bei der Truppenbesichtigung begann er auf und ab zu schreiten.

Dann blickte er über die Reling zum Beiboot.

Nur noch Basil Proctor befand sich auf dem Boot. Er hockte in seinem Rollstuhl und starrte ängstlich die hohe Bordwand hoch.

Fachmännisch wurden große Trageschlaufen geknüpft, zum Beiboot hinuntergelassen, und dann hoben vier Piraten den Rollstuhl in die Schlaufen. So wurde er an Bord gehievt.

Auf Basil Proctor hatte der Captain ganz besonders gewartet. Seinem Unvermögen war es zuzuschreiben, daß der Fluch nicht gelöscht werden konnte.

Und das wollte der Captain ihn spüren lassen.

Mit beiden Händen packte er den Millionär am Hals und schüttelte ihn durch. Proctors Gesicht lief rot an. Die kalten Totenklauen schnürten ihm die Luft ab. Die Augen traten dick aus den Höhlen hervor.

Captain Barrel lachte. »Keine Angst!« schrie er, »ich bringe dich nicht um. Noch nicht. Aber den nächsten Morgen wirst du auch nicht erleben, das schwöre ich dir.« Er zog seine Hände zurück und drehte den Rollstuhl um hundertachtzig Grad, so daß Basil Proctor auf den am Mast gefesselten John Sinclair blicken konnte.

»Sieh ihn dir genau an!« rief Barrel. »Er ist der Mann, der dich reingelegt hat. Er ist mit dem großen Vogel gekommen und wollte dich vernichten. Aber er wird ebenso sterben wie du. Noch vor dir.«

Basil Proctor schüttelte wild den Kopf. Verzweifelt rang er die Hände. »Ich werde eine neue Mannschaft beschaffen!« rief er. »Ich werde alles tun, was du willst. Noch ist nichts verloren. Noch nicht…«

Der Captain unterbrach den Millionär mit einem harten Lachen. »Sollen wir wieder sieben Jahre warten und noch einmal einem Versager wie dir vertrauen? Sollen wir weiterhin als Verfluchte der Meere gelten? Du wirst die Sache doch wieder vermasseln! Nein! Diesmal trifft unsere Rache die, die es verschuldet haben, daß wir weiter verdammt bleiben. Und dazu gehörst auch du, Basil Proctor. Ebenso wie er!«

Der Captain zeigte auf John Sinclair.

Immer wieder hatte der Geisterjäger versucht, seine Fesseln zu lösen. Ohne Erfolg. Die Geisterpiraten verstanden es, Knoten zu knüpfen. Trotz seiner außergewöhnlichen Fälle, denen sich John angenommen hatte, war er Realist geblieben. Er schätzte seine Chancen richtig ein.

Sie waren auf Null gesunken!

Es gab für ihn und die anderen Menschen kein Entkommen mehr. Die Piraten wollten ihn killen, und er war nicht in der Lage, etwas dagegen zu unternehmen.

John dachte an seine Beretta, die noch immer in der Halfter steckte Sicher, sie war mit geweihten Silberkugeln geladen, aber mit einer Waffe, die im Wasser gelegen hat, war schlecht etwas auszurichten. Sein Blick glitt über das Deck. Die Geisterpiraten hatten ihre Gefangenen zusammengetrieben. Völlig verzweifelt standen sie am Heck des Bootes, bewacht von zwei wild aussehenden Kerlen.

Wenigstens die Menschen hätte der grausame Captain laufenlassen können, aber er wollte seine Rache.

Sieben Jahre lang würde er wieder verschwinden. Würde in einem Schattenreich leben, und ob sich jemand fand, der ihm ein Zurück ermöglichte, war sehr zweifelhaft.

Basil Proctor war der Verlierer Nummer zwei. Der Millionär hatte hoch gespielt. Er wollte den Schatz haben – und bekam als Lohn den Tod.

John verspürte kein Mitleid mit dem Mann. Wer mit Menschenleben spielte, war verdammungswürdig.

Nur zwei Schritte von John Sinclair entfernt stand der Henker. Sein Gesicht war zu einem häßlichen Grinsen verzogen. Erwartungsvoll prüfte er mit dem Daumen die Schneide seines Richtschwertes.

Der Wind war zu einer leichten Brise geworden. Sie blähte die Segel des Geisterschiffes, doch trieb es nicht voran. Der Segler blieb auf der Stelle, eingehüllt in den magischen Nebel.

Die Stunde der Entscheidung nahte. John Sinclair spürte es mit jeder Faser seines Körpers.

Captain Barrel fiel plötzlich auf die Knie. Dann begann er Beschwörungen zu rufen, und aus dem Nichts tauchte das rote Licht auf. Wie eine Kugel schwebte es über dem Deck, wurde innerhalb von Sekunden größer, nahm bald die Gestalt eines Totenschädels an und umhüllte das Geisterschiff wie ein Mantel.

Ängstlich starrten die Gefangenen in das riesige offene Maul des Schädels. Die Magie des höllischen Captains hatte ihn aus den Dimensionen des Schreckens geholt.

Er war das Zeichen für die Bluttat!

»Henker!« brüllte Captain Barrel. »Walte deines Amtes! Schlag dem Gefangenen den Kopf ab!«

Ein gellender Schrei hallte über Deck.

Mrs. Kelland hatte ihn ausgestoßen. Sie konnte die Hinrichtung nicht mit ansehen. Sie war auf die Knie gefallen, hatte die Hände vor das Gesicht gepreßt und weinte.

»Der Herrgott wird dich strafen, Verfluchter!«

Der weißhaarige Mann war zwei Schritte vorgetreten und zeigte mit dem Finger auf Captain Barrel, der unter den Worten zusammengezuckt war.

»Halt dein Maul!« brüllte Barrel, »oder du wirst als erster deinen Kopf verlieren!«

»Dann tu es doch!« rief der Weißhaarige unerschrocken.

Barrel lachte schaurig. »Du kommst auch an die Reihe«, erwiderte er. »Aber dich werde ich langsam aufhängen und am Mast hochziehen lassen. Als Warnung für die anderen.« Er lachte wieder.

Der Henker lachte nicht.

Er stand etwas schräg von John Sinclair entfernt, so daß er mit der rechten Hand ausholen und dem Geisterjäger den Kopf abschlagen konnte. Die Finger seiner linken Hand rissen Johns Hemd auf.

»Damit ich deinen Hals sehen kann!« brüllte er teuflisch.

»Schlag endlich zu!« befahl Captain Barrel.

Den Gefangenen stockte der Atem. Entsetzen zeichnete ihre Gesichter.

Auch John war totenblaß. Jetzt, in der Sekunde seines Todes, spürte er plötzlich, wie ihm schlecht wurde.

Auf einmal sah er alles nur noch verschwommen. Waren es Tränen, die den Blick verschleierten?

Todesangst stieg in ihm hoch.

Der Henker hob den rechten Arm. Er fixierte noch einmal Johns Hals, stieß ein rauhes, triumphierendes Gelächter aus und holte aus…

***

Das Schlauchboot hüpfte wie ein gelber Ball auf den Wellen, und Ali hatte Mühe, die Balance zu halten. Verbissen stieß er das Paddel einmal rechts und dann wieder links des Bootes in die graugrüne Wasserfläche.

Die Nebelwand schien kaum näherzurücken. Der Araber hatte hart mit der Brandung zu kämpfen. Wasser spritzte über den bauchigen Rand des Bootes, näßte die Kleidung des Arabers.

Das alles störte Ali nicht.

Sein Haß auf Basil Proctor beherrschte seine Sinne. Er wollte den Mann töten, und ihm war es auch egal, in welche Gefahr er sich dabei begab. Hauptsache, der Millionär starb.

Immer schneller tauchte Ali das Paddel ins Wasser. Er hatte den Mund halb geöffnet. Sein Atem ging keuchend. Ali wußte, daß es auf dem Schiff schon bald zu einer Entscheidung kommen mußte, und die

wollte er nicht verpassen.

Nachdem er die Brandung hinter sich gelassen hatte, kam er besser voran. Eine günstige Strömung schob ihn auf das Geisterschiff zu. Er sah auch die leere Barkasse, die am mächtigen Rumpf des Seglers verankert war.

Wellenberg und Wellental. Sie wechselten einander ab. Ali war mal oben, mal unten. Genau wie sein Magen.

Und dann wurde das kleine Schlauchboot gegen die Barkasse gedrückt. Ehe eine Welle es wieder zurückwerfen konnte, hatte Ali mit beiden Händen die Bordwand des Beibootes gepackt.

Eisern hielt er fest, um nicht wieder abgetrieben zu werden. Es war ein Glücksspiel, aber Ali schaffte es.

Der Araber enterte die Barkasse. Dann hievte er das Schlauchboot an Bord und blieb erst einmal still liegen, um zu verschnaufen und die Lage zu peilen.

Auf dem Deck des Geisterschiffes hörte er Stimmen. Die von Captain Barrel war deutlich herauszuhören.

Und plötzlich sah Ali auch das rote Licht aufglühen und wachsen. Innerhalb kürzester Zeit umhüllte der blutrote Totenschädel das Schiff.

Ali wußte, daß es höchste Zeit für ihn war, wollte er das Finale noch mitbekommen.

Er klemmte sich die Maschinenpistole unter den linken Arm. Die Strickleitern waren noch nicht eingeholt worden, eine Tatsache, die Ali mit einem freudigen Grinsen quittierte.

Gewandt wie ein Affe kletterte er die Leiter hoch.

Dicht unter der Reling hielt er inne. Vorsichtig reckte er den Kopf, um einen Blick auf das Deck zu riskieren.

Niemand sah ihn, niemand blickte in seine Richtung.

Ali umfaßte eine gedrechselte Relingstange und zog sich mit einem Klimmzug hoch. Ein gewandter Sprung brachte ihn an Bord.

Blitzschnell hielt der Araber die Maschinenpistole im Anschlag. Basil Proctor in seinem Rollstuhl hatte er schon ausgemacht.

Und er sah John Sinclair gefesselt am Mast.

Vor ihm stand ein wildaussehender Kerl mit entblößtem Oberkörper. Das Schwert in seiner Hand sauste auf den Hals des blondhaarigen Mannes zu. Ali, der Araber, rührte keinen Finger. Gelassen sah er der grausamen Szene zu. Seine Zeit würde noch kommen…

***

John Sinclair sah die Klinge des Schwertes auf sich zurasen und schloß unwillkürlich die Augen.

Aus… vorbei…

Da gellte ein Schrei!

Der Geisterjäger riß die Augen wieder auf. Was er sah, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren. Gleichzeitig machte sein Herz einen regelrechten Freudensprung.

Eine Handbreit vor seinem Gesicht war das Schwert zitternd zum Stillstand gekommen. Hinter der Schneide sah er das gräßlich verzerrte Gesicht des Henkers. Das Grauen spiegelte sich auf seiner Miene wider.

Und John erkannte den Grund.

Der Henker hatte ihm das Hemd aufgerissen und dabei das geweihte Kreuz und die gnostische Gemme freigelegt. Damit hatte er sich selbst den Todesstoß versetzt.

Für den Geisterpiraten war der Anblick der gnostischen Gemme tödlich. Sie strahlte plötzlich auf und blendete den Henker mit ihrem silbernen Schein. Ein Blitzstrahl löste sich aus dem magischen Amulett und traf den Henker mitten auf die Stirn.

Genau zwischen die Augen.

Der Henker brüllte auf. Er wankte zurück. Der magische Strahl hatte seinen Kopf durchbohrt. Schreiend taumelte er über das Deck des Geisterschiffes. Eine Rauchwolke, die aus seinem Schädel quoll, verhüllte seine Gestalt. Es gab ein puffendes Geräusch, und der Henker brach auseinander. Er explodierte regelrecht – zurück blieb ein Häufchen Asche, das vom Wind als grauweißer Staubschleier über Deck geweht wurde.

Sekunden hatte der Vorgang gedauert, aber schon hatte der magische Strahl sein nächstes Opfer getroffen.

Der nächste Pirat brach zusammen.

Und dann war das Chaos perfekt.

Captain Barrel löste sich als erster aus der Erstarrung. Mit einem unmenschlichen Schrei riß er einem der am nächsten stehenden Piraten das Messer aus der Scheide und schleuderte die Klinge auf John Sinclair zu.

Sie hätte seinen Hals durchbohrt, doch kreuzte sie den magischen Strahl, der den rasenden Flug des Messers brach und es kraftlos zu Boden fallen ließ.

Der weißhaarige Gefangene fing sich von den unglücklichen Opfern als erster.

Er nahm die Chance wahr.

Geduckt hetzte er los. Er riß das Messer an sich, das zu Boden gefallen war, rannte um den Mast herum und säbelte John Sinclairs Fesseln in Stücke.

»Danke!« schrie ihm der Geisterjäger zu. Mehr Worte konnte er in seiner Situation nicht machen. Jetzt war er frei und konnte kämpfen.

Mit einem Ruck riß John das Hemd völlig entzwei. Dann schnappte er sich das Schwert des Henkers.

Noch immer schoß aus der gnostischen Gemme der magische Strahl. Er schützte John wie ein Panzer.

Captain Barrel hatte seine unheimliche Mannschaft am Bug des Bootes versammelt. Schreiend gab er seine Befehle und hetzte die Männer gegen John Sinclair auf.

Da fielen Schüsse.

John Sinclair, der schon auf dem Weg zum Bug war, kreiselte herum. Erst jetzt sah er den Mann, der an der Reling stand und eine Maschinenpistole in den Armen hielt.

Der Kerl sah aus wie ein Araber. John hörte den gellenden Schrei Basil Proctors.

»Ali, hol mich hier raus!«

Der Araber sprang ein paar Schritte vor. Dann feuerte er wieder.

Rotgelbe Mündungslichter zuckten aus dem Lauf der Kugelspritze. Die Geschosse pfiffen über das Deck, harkten lange Splitter aus den Bohlen und fanden mit grausamer Präzision ihr Ziel.

Basil Proctor wurde von der zweiten Garbe voll erfaßt. Aus seinem Mund drang ein gellender Schrei, der abrupt verstummte, als die Kugeln sein verbrecherisches Leben auslöschten.

Dann schwenkte Ali die Waffe.

John sah die Mündung auf sich gerichtet.

Sein Hechtsprung war zirkusreif.

Die MP begann zu hämmern. Die Projektile klatschten in einen Mast, sägten ihn fast durch, doch John war schon aus der Schußlinie. Dafür schleuderte er im Liegen die schwere Henkerswaffe nach dem heimtückischen Schützen.

Die Klinge des Schwertes zerschnitt die Luft. Ali sah die Gefahr, duckte sich und war im nächsten Moment unverletzt über der Reling verschwunden.

John wollte hinterher.

Die Horde der Piraten stoppte ihn. Sie schnitten ihm den Weg ab. An der Spitze sah der Geisterjäger Howard, den Steuermann. Captain Barrel konnte er nirgendwo entdecken.

Viel Zeit blieb dem Geisterjäger nicht mehr.

Er wandte sich um.

»Runter vom Deck!« schrie er den verängstigten Gefangenen zu.

Der Weißhaarige nahm die Initiative in die Hand. Er scheuchte die Menschen auf die Reling. Von dort aus sprangen sie kurzerhand ins Wasser.

Die Geisterpiraten aber ließen sich nicht aufhalten. Howard schwang eine alte Muskete. Er stieß wilde Flüche aus, als er sich John Sinclair näherte.

Der Geisterjäger drehte sich.

Und da flammte der magische Strahl wieder auf. Wie ein blendender

Blitz fuhr er in die Reihen der lebenden Toten.
Schreie, Flüche, Stöhnen – es war die Hölle!
Und dann hörte John ein häßliches Knirschen. Sein Kopf ruckte hoch. Er sah, wie sich der Hauptmast senkte. Der magische Strahl hatte ihn zerschnitten.
Der Mast kippte.
Viel zu schnell.
Auch in John Sinclairs Augen leuchtete plötzlich die Panik. Er schaffte es nicht mehr zu entkommen. Der riesige Mast würde ihn zerschmettern.
Die Geisterpiraten stimmten ein panisches Angstgeschrei an. Als wäre eine Bombe in ihrem Pulk explodiert, so stoben sie auseinander, und konnten dem knickenden Mast doch nicht entkommen.
Mit Brachialgewalt brach er über ihnen zusammen.
John hatte sich auf den Boden geworfen, erwartete den tödlichen Druck, doch nichts geschah.
Er sah den Mast zwar stürzen, sah auch, wie die Geisterpiraten unter ihm zusammenbrachen, doch durch ihn fiel er hindurch, als ob der Mast aus Watte wäre.
Plötzlich glaubte John Sinclair zu schweben. Das Schiff, die Piraten, die entsetzten Gesichter, sie wurden verschwommener, lösten sich vor seinen Augen auf.
Dann näherte sich eine riesige Nebelwolke, die sich mit dem immer noch über dem Wasser schwebenden Totenkopf vereinigte.
Aus dem Totenschädel bildete sich ein Gesicht.
Zwei Hörner auf der hohen Stirn, ein grinsendes Gebiß – der Teufel!
Der Satan persönlich holte den Rest der Geisterpiraten!
John war von dem Anblick geschockt. Sekundenlang nur, dann war das Bild verschwunden. Wieder einmal hatte John Sinclair seinen Urgegner, hatte er Asmodis, den Inbegriff des Bösen überhaupt, erblickt.
Dann war der seltsame Spuk vorbei.
John fühlte plötzlich, wie er fiel. Er stürzte. Immer tiefer, immer tiefer und…
Wie ein Pfeil tauchte er in das kalte Wasser des Atlantiks. Automatisch begann der Oberinspektor, Schwimmbewegungen zu machen, tauchte auf und schnappte nach Luft.
Er schüttelte sich die Haare aus dem Gesicht. Im Osten schob sich das erste Grau der Morgendämmerung schüchtern über den Horizont.
John Sinclair sah die Insel vor sich. Sie war nicht mit untergegangen, denn sie war real.
Und noch etwas sah John.
Die Barkasse mit den Flüchtlingen. Aber auch sie löste sich langsam auf. John hörte die Rufe der Menschen, glaubte aber, sie schon an

Land in Sicherheit zu sehen.
Trotzdem war der Geisterjäger beunruhigt. Zwei Personen waren entkommen.
Captain Barrel, der Kapitän des Geisterschiffes. Und der Araber, der Basil Proctor umgebracht hatte.
Von dem Millionär sah John auch keine Spur. Er war mit seinem Rollstuhl in den Tiefen des Meeres versunken. Neben dem Dämonenschatz hatte er sein nasses Grab gefunden.
John Sinclair schwamm mit hastigen Bewegungen auf die Insel zu.
Noch war der Kampf nicht zu Ende…

***

»Rudert, zum Teufel. Rudert!« Der Weißhaarige hatte das Kommando übernommen und feuerte die unfreiwilligen Passagiere an. Aber das Anfeuern wäre nicht nötig gewesen. Die gepeinigten Menschen gaben das Letzte. Niemand sah mehr zurück. Keiner von ihnen warf einen Blick auf das Geisterschiff, das dem Untergang geweiht war.
Die lange hohe Dünung trug das Boot auf die Insel zu. Ein erster heller Streifen kündigte die Morgendämmerung an. Niemand der im Boot Sitzenden wußte, was ihnen die nächsten vierundzwanzig Stunden bringen wurden. Aber sie waren auch zu erschöpft, um darüber nachzudenken. Mechanisch bewegten sie die Ruder.
Die Klippen tauchten auf.
Die Männer an den Rudern waren ungeübt. Eine lange Welle schob das Boot geradewegs auf einen der braungrauen Buckel zu.
»Vorsicht!«
Zu spät.
Der Bug des Bootes schrammte über die Klippen. Zwei Ruder brachen ab. Die Männer hielten auf einmal nur noch Stiele in den Händen.
Hart wurde das Boot herumgestoßen. Ein tückischer Strudel packte es und wirbelte es einmal um die eigene Achse.
Die Menschen fielen übereinander. Nur der Mann mit den weißen Haaren behielt die Übersicht. Er sah auch das Leck, das der scharfe Felsen gerissen hatte.
Diesmal ging er mit gutem Beispiel voran und griff sich eine der noch intakten Ruderstangen.
Nathan Grey faßte die nächste.
Cliff Kelland ebenfalls eine.
Und irgendwie schafften es die Männer, das Boot wieder auf den richtigen Kurs zu bringen und in die kleine Bucht zu lenken.
Genau zu dem Zeitpunkt, als sich das Geisterschiff langsam aufzulösen begann.
Und auch das Beiboot verschwand.
»Seht doch!« brüllte Nathan Grey, »das Boot!«

Alle starrten auf den Bug der Barkasse.
In der Tat. Er verschwand.
Ungehindert überspülte das Meerwasser das sich immer mehr auflösende Boot.
Die Wellen schlugen über den Menschen zusammen. Doch diesmal hatten die Gefangenen Glück. Sie waren schon so nahe an die Insel herangekommen, daß sie festen Boden unter ihren Füßen spürten.
Sich an den Händen haltend, wateten sie an Land. Entkräftet und erschöpft taumelten sie auf den Bunker zu.
Der Weißhaarige wußte, wo das Vorratslager war. Sie fanden Lebensmittel in Hülle und Fülle. In manchen Augen schimmerten Tränen, als die Menschen nach den Sachen griffen.
Niemand von ihnen dachte an den Araber und an Captain Barrel, die sich ebenfalls noch auf der Insel befinden mußten.

***

John Sinclairs allmächtiger Gegner Asmodis, der Höllenfürst, hatte immer wieder versucht, das Leben des Geisterjägers auszulöschen. Es war ihm nicht gelungen. John Sinclair hatte sich bisher stets als der Stärkere erwiesen.
Dabei hatte Asmodis nie persönlich eingegriffen. Seit Urzeiten war er ins Reich der Finsternis verbannt worden, und dort herrschte er mit unvorstellbarer Grausamkeit.
Aber er hatte seine Diener.
Und die schickte er auf die Erde, um Angst und Schrecken zu verbreiten.
Diener wie Captain Barrel.
Er war zwar von einem mächtigen Dämon verflucht worden, doch Asmodis war stärker als der indische Dämon. Er hatte genau zu dem Zeitpunkt, als die Cornwall Love endgültig sank, den Fluch aufgehoben. Sekundenlang war der Fürst der Finsternis dem Captain erschienen und hatte seine Befehle erteilt.
»Du wirst John Sinclair töten! Der Fluch sei hiermit von dir genommen!«
Im gleichen Augenblick war das Schiff zusammengebrochen. Captain Barrel hatte gesehen, wie seine Mannschaft aufgelöst wurde, doch ihm persönlich war nichts geschehen. Er fand sich plötzlich im Wasser wieder.
Unverletzt!
Es machte ihm nichts aus.
Und er sah Ali, der in seinem Schlauchboot saß und hastig der Insel entgegenruderte.
Wie ein Geist tauchte der Captain neben dem Schlauchboot auf. Ali wäre fast das Paddel aus der Hand gefallen. Hastig griff er nach seiner

Maschinenpistole, doch da schwang sich Barrel schon in das kleine Schlauchboot hinein.

Es schwankte zwar, aber es kippte nicht.

Mit der linken Hand drückte Barrel die Mündung zur Seite. Ali ließ es geschehen. Er wunderte sich selbst darüber.

Der Captain sah noch bleicher aus. Deutlich schimmerten jetzt unter der fast durchsichtigen Haut die Knochen. In den Augen lag ein gefährliches gelbes Flimmern.

»Du weißt, daß mir deine Waffe nichts anhaben kann«, sagte Barrel. »Der Satan selbst hat mich gestärkt. Ich mache dir einen Vorschlag. Arbeite mit mir zusammen!«

Ali fixierte den Unheimlichen.

»Entscheide dich! Aber schnell. Gleich geht die Sonne auf. Und ihr Licht ist für mich tödlich!«

Der Araber nickte.

»Kannst du nicht sprechen?«

Ali schüttelte den Kopf.

Captain Barrel lachte. »Aber du kannst mich verstehen?«

Wieder nickte Ali.

»Gut, dann hör zu.« Mit wenigen Worten erläuterte der Captain dem Araber seinen Plan. Während Ali ruderte, schärfte er ihm Einzelheiten ein, und der Araber war damit einverstanden, denn er brannte darauf, John Sinclair zu töten…

***

Das bleiche Skelett hing zwischen den Felsen. Wie ein drohendes Mahnmal für die Nachwelt.

John Sinclair sah es, als er aus dem Wasser stieg.

Er war erschöpft. Die Ereignisse der Nacht und jetzt noch eine solche Strecke zu schwimmen, das alles hatte ihn doch verflixt angestrengt.

Auf allen vieren kroch er auf den Strand. Jetzt sah er auch das Motorboot, mit dem Jerry Flint zur Insel gekommen war. Es war gut an den Klippen vertäut. Die Wellen klatschten gegen die Bordwand.

Der Himmel hatte sich im Osten schon heller gefärbt. Bald würde die Sonne aufgehen und mit ihren gleißenden Strahlen das Meer in eine spiegelnde Fläche verwandeln.

John kannte das Bild, und es faszinierte ihn immer wieder aufs neue. Heute jedoch hatte er für Naturschönheiten keinen Blick.

John fürchtete, daß der Araber die Gefangenen als Geiseln genommen hatte. Wenn das tatsächlich der Fall war, dann sah es böse aus.

Der Geisterjäger ahnte nicht, daß Ali bereits auf ihn lauerte. Und zwar an einer sehr günstigen Stelle.

Der Weg, der vom Strand zum Bunker hinführte, war ziemlich

schmal. Zur See hin fiel er flach ab, auf der anderen Seite jedoch wurde er von kantigen mannshohen Felsen abgeschirmt, die nach einigen Yards in ein Geröllfeld übergingen.
Und zwischen den Felsen lauerte der Araber.
Mit schußbereiter Maschinenpistole.
Er hatte Johns Ankunft gesehen. Eiskalt wartete er ab. Die Waffe war durchgeladen und feuerbereit.
John Sinclair hatte sich ein wenig erholt. Die Kleidung klebte ihm wie eine zweite Haut am Körper. Es war windig, und der Geisterjäger fror. Er wollte so schnell wie möglich zu den Gefangenen und eilte deswegen auf den schmalen Pfad zu, der zum Bunker führte.
Und hier lauerte Ali.
Noch immer pendelten die gnostische Gemme und das Kreuz auf seiner nackten Brust. Die Gemme – sie war aus Stein und zeigte eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz biß – zeigte keine Reaktion. Demnach befand sich kein Dämon in unmittelbarer Nähe.
Dafür Ali.
Er sah John nicht, er hörte ihn. Und er orientierte sich nach den Geräuschen. Der Geisterjäger kam näher. Seine Schritte wurden lauter. Ali hörte den blondhaarigen Mann atmen.
Da sprang er vor.
Wie eine Raubkatze huschte er aus seiner Deckung. Er riß die Maschinenpistole hoch und drückte sofort ab.
Selten zuvor in seinem Leben hatte John Sinclair so schnell reagiert. Er sah den Araber aus seiner Deckung springen und das Metall der Waffe blinken.
John warf sich zur Seite.
Das geschah so blitzschnell, daß Ali mit dem Lauf der Waffe gar nicht folgen konnte.
Wuchtig prallte der Oberinspektor auf den felsigen unebenen Boden der Insel. Er rollte sich sofort herum. Schmerzhaft drang das häßliche Rattern der Maschinenpistole an seine Ohren.
Die Geschosse jaulten gegen das Gestein, rissen faustgroße Stücke ab oder wurden als Querschläger durch die Luft getrieben. John spürte einen harten Schlag an der linken Schulter, rollte sich instinktiv weiter, hörte das häßliche Lachen des Arabers und flog mit dem Rücken gegen einen Felsen.
Durch den hochgewirbelten Staub sah er Ali nur schleierhaft. Der Araber schwenkte die Waffe in seine Richtung.
John hatte schon einen Stein gepackt. Er war etwa faustgroß, seine Finger umschlossen ihn gut.
John Sinclair schleuderte den Stein im Liegen und mit aller Kraft.
Und er traf.
Der Araber bekam den Stein mitten in der Drehung mit. Genau unter

dem Kinn wurde er getroffen. Ali torkelte zurück. Sein Kopf wurde ihm in den Nacken gerissen. Aber er hielt die Maschinenpistole fest umklammert, und instinktiv zogen seine Finger den Drücker durch. Die MP spuckte das mörderische Blei heraus. Ali, der das Gleichgewicht verloren hatte und taumelte, jagte die Projektile gegen einen Felsen, von dem die Kugeln als Querschläger zurückgeschleudert wurden.

Zwei davon drangen in Alis Körper. Eine direkt in den Hals, die andere quer durch die Seite.

Der Araber starb noch im Stehen. Er ließ die Maschinenpistole fallen, als wäre sie ein glühendes Stück Eisen. Dann machte er zwei unsichere Schritte auf John Sinclair zu, bis ihm die Beine wegknickten.

Er schlug mit ausgestreckten Armen auf den Boden. Die Fingerspitzen berührten fast John Sinclairs Schuhe. Tief atmete der Geisterjäger ein. Das war haarscharf gewesen.

John fühlte es warm an seiner Schulter herablaufen. Eine Kugel hatte ihn gestreift und ein daumenlanges Stück Fleisch aus dem Gewebe gerissen. Die Wunde brannte wie Feuer. Salzwasser – von Johns nasser Kleidung – war eingedrungen.

Der Geisterjäger biß die Zähne zusammen. Trotz der kühlen Witterung perlten Schweißtropfen auf seiner Stirn. John holte ein feuchtes Taschentuch aus seiner Hosentasche, knüllte es zusammen und preßte es auf die Wunde.

So kaputt oder so kaputt, dachte er.

Erschöpft machte er sich auf den Weg zum Bunker. Er blickte nachdenklich auf die große, offenstehende Eingangstür.

Hatte sich Captain Barrel ins Bunkerlabyrinth zurückgezogen?

John hatte Alis Maschinenpistole mitgenommen. Einige Kugeln steckten noch im Magazin.

Da tauchte ein Mann in der Tür auf. Sofort hob John die MP, ließ sie jedoch wieder sinken, als er den weißhaarigen Mann erkannte, der ihm auf dem Geisterschiff ins Auge gefallen war.

Der Weißhaarige stutzte für einen Moment und lief dann auf den Geisterjäger zu.

»Mein Gott«, stammelte er nur, »Sie haben es geschafft! Wir haben Schüsse gehört – und… Himmel, Sie sind ja verletzt.«

Der Oberinspektor versuchte ein Grinsen. »Nur ein Kratzer«, winkte er ab.

Der Weißhaarige warf einen Blick auf die Wunde und das schon durchblutete Taschentuch. »Kratzer ist wohl untertrieben«, meinte er. »Kommen Sie mit, wir haben im Bunker eine Apotheke. Wir werden Sie richtig verbinden.«

»Später!« John schüttelte den Kopf. »Wo ist dieser Captain Barrel?«

Der Mann mit den weißen Haaren hob die Schultern. »Wir wissen es

nicht. Ich weiß überhaupt nicht, ob er sich auf dieser verdammten Insel befindet.«

Fünf Sekunden später wußten sie es. Sie hörten den Dämon widerlich lachen.

Er stand auf dem Dach des Bunkers. Deutlich hob sich seine Gestalt gegen den heller werdenden Morgenhimmel ab.

Der Geisterjäger riß die Maschinenpistole hoch, legte auf den Unheimlichen an.

Der Captain lachte nur. »Ich bin der Sieger!« schrie er und unterbrach selbst sein höllisches Gelächter. »Asmodis persönlich hat mir die Kraft zum Überleben gegeben. Damit ich seinen Erzfeind John Sinclair endlich töten kann.«

Der Geisterjäger wollte ein Experiment wagen. Er schwenkte die Waffe in Richtung des Captains und druckte ab.

Die Schüsse zerrissen die Stille des Morgens. John hatte gut gezielt. Die Kugeln trafen. Sie rissen den Captain ein paarmal um die eigene Achse, doch jedes Projektil, das traf, quittierte Barrel mit einem höhnischen Gelächter.

»So nicht, John Sinclair!« schrie er, »so nicht.« Er lachte wieder.

Der Geisterjäger ließ die Waffe sinken. Diesmal zeigte auch die gnostische Gemme keine Reaktion. Wahrscheinlich war die Entfernung zu groß. Der Stein erwärmte sich zwar ein wenig, das war auch alles.

Barrel zog seinen Degen. »Mach dich auf etwas gefaßt, John Sinclair! Man bringt mir nicht ungestraft eine Niederlage bei. Ich werde vollziehen, was auf dem Schiff verhindert wurde. Ich schlage dir den Kopf ab und überreiche die Trophäe Asmodis auf einem silbernen Tablett.«

»Der hätte Opernregisseur werden können«, murmelte John verbissen. »Seine Salome hätte sicherlich Erfolg gehabt.« Dann verzog der Geisterjäger sein Gesicht. In seiner Schulterwunde begann es wieder zu hämmern und zu pochen.

»Warum kommst du nicht näher?« schrie John zu dem Dämon hinüber. »Laß es uns gleich hier austragen!«

Barrel lachte wieder. »Nein, ich bestimme die Zeit. Ich werde dich überall zu finden wissen, warte nur ab. Irgendwann, wenn du mich vergessen hast, werde ich auftauchen und dich töten.«

»Warum macht er es denn so spannend?« fragte der Weißhaarige raunend.

»Er weiß, daß ich die gnostische Gemme habe«, erwiderte John. »Es wäre tödlich für ihn, nahe an mich heranzukommen. Es ist durchaus möglich, daß er gleich verschwindet – oder…« John starrte gebannt auf die Gestalt des Captains und hielt den Atem an.

»Zu spät«, jubelte der Geisterjäger und lachte befreit auf. »Da, die Sonne! Die ersten Strahlen kommen über den Horizont. Sonne heißt

Licht, und Licht ist für die Wesen aus dem Schattenreich absolut tödlich.«

Gebannt beobachteten die beiden Männer, wie der lange Sonnenstrahl über das Dach des Bunkers kroch. Weit im Osten schien der Himmel lautlos zu explodieren. Das Meer war plötzlich mit einem Teppich von strahlender Helligkeit übergossen, ein Teppich, der auch die Insel erfaßte und die Schreckensgestalt oben auf dem Dach des Bunkers.

»Aaahhh…« Captain Barrel stieß einen markerschütternden Schrei aus. Geboren aus Wut, Entsetzen und Verzweiflung. Er hatte zu lange gewartet. Der gleißende Sonnenaufgang hatte ihn überrascht. Die Strahlen warfen die geballte Kraft ihres Lichts auf die Gestalt aus dem Schattenreich, hüllten sie ein und ließen ihr keine Chance zu entkommen.

Captain Barrel taumelte zum Rand des Bunkerdaches. Er wollte in die Tiefe springen, in den sicheren Schatten zwischen den Felsen.

Barrel schaffte es nicht.

Völlig geschwächt brach er vor der Kante zusammen. Auch der Höllenfürst hatte der Kraft des Lichtes nichts entgegenzusetzen.

Lang schlug Captain Barrel auf das Gesicht. Er bäumte sich noch einmal auf, brach aber wieder zusammen. Die Sonne hatte all seine Kraft vernichtet.

Die beiden Männer wurden jetzt von der Sonne geblendet.

»Meinen Sie, daß er es noch schaffen kann?« fragte atemlos der Weißhaarige.

»Nein.« Entschieden schüttelte John den Kopf.

Noch einmal gellte ein furchterregender Schrei auf. Er trieb den Männern die Gänsehaut über den Rücken.

Dann war es still. Totenstill.

Von Captain Barrel war nichts mehr geblieben. Nicht einmal sein Degen. John Sinclair nickte. »Das wär’s dann wohl«, stöhnte er auf. Und plötzlich glitt ein befreiendes Lächeln über seine Gesichtszüge.

Der weißhaarige Mann blickte John von unten her an. »Wer sind Sie eigentlich, Mister…?«

»Ich? Ich bin… ich bin…« Urplötzlich überfiel ihn die Schwäche. Die Maschinenpistole rutschte John aus den Händen und polterte zu Boden. Dann klappte der Geisterjäger zusammen. Der weißhaarige Mann konnte seinen Sturz nur noch mildern, dann lag John Sinclair total erschöpft auf dem steinigen Boden. Die letzten Stunden waren doch zuviel für ihn gewesen.

***

John Sinclair war über eine Stunde bewußtlos. Als er erwachte, hatte man seine Wunde gesäubert und den Arm fachmännisch verbunden.

Die befreiten Gefangenen hatten sich um seine Liege versammelt.
Der Geruch von Kaffee stieg in Johns Nase.
Der Geisterjäger öffnete langsam die Augen.
»Hallo, Herr Oberinspektor«, sagte der Weißhaarige.
»Woher wissen…?«
»Wir haben in Ihrer Brieftasche nachgesehen.« Der Mann bekam tatsächlich einen roten Kopf.
»Das verlangt nach einer Strafe«, sagte John. »In diesem Fall wäre ich für einen Whisky.«
»Die Strafe nehmen wir alle gern an«, rief der Weißhaarige. Wenig später prosteten sich die Menschen zu. John sah in erschöpfte, aber zufriedene und glückliche Gesichter. Die Opfer hatten das schreckliche Abenteuer überstanden.
Und das war die Hauptsache.
Für John gab es noch einiges zu tun. Über Funk setzte er sich mit den zuständigen Stellen des Geheimdienstes in Verbindung.
Schon eine Stunde später trafen die ersten Hubschrauber ein.
Die Menschen wurden auf die große britische Insel geflogen. Trotz seiner Verletzung blieb John noch auf Proctor Island. Er wartete auf einen hohen Geheimdienstbeamten, dem er den Fall in aller Ruhe berichten wollte.
Denn schließlich brauchte der Secret Service eine Erklärung, die einigermaßen glaubwürdig klang.
Offiziell gab es ja keine Geister und Dämonen.
Und schon gar nicht beim Geheimdienst…

ENDE